P.o.germ.
1985
d 12

Wm de Schönberg

P. o. germ.
1985 d
(2

W. de Schönberg

Bouterweks Miscellaneen

II. Band.

Berlin,

bei C. L. Hartmann,

1794.

Dr. 3287

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Noch

ein Wort zur Vorrede

in anderem Ton.

Wer ohne Anſpruch, ohne geheime Adreſſen und ohne demagogiſche Autorkünſte den Ertrag ſeines Geiſtes, ſeines Herzens und ſeiner Phantaſie, ſo viel ihm davon geworden iſt, dem Publikum mittheilt, der geht, wie natürlich, ſehr ungern daran, von platten Verunglimpſungen ſolcher Men-

ſchen, die den Namen eines Recenſenten längſt zu einem ſehr zweideutigen Namen gemacht haben, irgend Notiz zu nehmen. Nur auf ausdrückliches Verlangen ſolcher Freunde, deren Urtheil zu reſpectiren Pflicht iſt, ſteht dieſe Vorrede hier.

Sehr wenig bedeuten die mancherlei Verſuche, die ich bis dahin dem Publicum zu bieten wagte. Weit überwiegt die Summe der Fehler und Mängel, die ich daran erkenne, das wenige Gute, was diejenigen darin gefunden haben, um derentwillen es da ſteht. Aber ſo geringe auch meine Gaben geweſen ſeyn mögen, ſo waren ſie doch nur für reine Hände beſtimmt, und die Hände, welche ſeit einiger Zeit

in einigen beliebten Zeitungen und Bibliotheken ein ſchandbares Spiel damit treiben, ſind, wie ich zur Steuer der Wahrheit laut ſagen muß, ſehr ſchmuzig. Von einem Urtheile, das über den erſten Theil dieſer Miſcellaneen in einem öffentlichen Literaturblatte ergangen ſeyn ſoll — ich habe es nicht geleſen — ſchreibt mir ein Mann von Talent und beſſerer Geſinnung: „Man hat in der N. N. Zeitung Ihre Miſcellaneen recht tölpiſch behandelt.“ — Es ſei darum! Tölpeleien fallen ihrer Natur nach zurück auf den Sünder von ſtumpfem Sinn und gemeiner Seele, der ſich nicht beſſer zu ergözen weiß; und daß ein Tölpel mitunter den Ban-

diten macht, iſt auch nichts Unerhörtes in der großen ſo wenig, als in der kleinen Welt. Laßt alſo, ihr Beſſeren, ohne Sorgen das Recht ſeinen Gang gehen; und fordert nicht wieder von mir, daß ich in einer Sache, wo ich nicht Anwald ſeyn kann, ohne mir dem Scheine nach auch das Anſehen des Richters zu geben, jemals wieder ein Wort verliere.

B.

Inhalt.

Lyriſche Nachleſe.

Beſchauung . . . Seite 3
Morgenlied eines Mannes, der kann, was er will, und will, was er kann . . 6
Wunderglaube. Nach dem Koran . . 9
Schwanengeſang . . . 11
An die Weiſen . . . 13
Abſchied von Mina, an ihrem Geburtstage 14
Der Baum der Liebe. Nach dem Neugriechiſchen . . . 15

Das otaheitiſche Mädchen am Grabe ihres Geliebten . . . S. 17
Mahomeds Himmel. Ein Sinnenſpiel - 21
Quellenlied . . . 32

Die Halbbrüder im Geiſterreich.
Ein platoniſches Mährchen - 35

Die Vergötterung des Herkules - 47

Theodota.
Eine attiſche Scene. Nach dem Griechiſchen . . . 75

Lydor's Sonette,
gesammelt aus den Reſten eines ungedruckten und längſt untergegangenen Romans.
Der Scheideweg - - 105
Entſchluß - - 107

Auf der Reiſe . . S. 109
Die Dämmerungsfeier . . 111
Das Mühlenwäldchen . . 113
Der Fall . . . 115
Maigefühl . . 116
Philoſophie der Liebe . . 118
Sehnſucht . . . 120
Liebeseinigung . . 121
Lyda's Mängel . . 123
Lezte Liebe . . 125

Ueber Schönheit und Kunſt.

Zweites Fragment . . 129

Der Schwur der Liebe.

Eine Novelle . . 161

Pilgrimsgedanken.

I.

Am Quell . . . 265

II.

Im Walde - - S. 270

III.

Am Wege - - - 274

Verbeſſerungen.

In dem Gedichte Seite 17 bis 20 lies Tahea, ſtatt Tahna.

In dem Gedichte Seite 47 u. folg. lies Oeta, ſtatt Onta.

Seite 107 in der 3. Zeile v. u. lies wägt, ſtatt wagt.

— 155 in der 7. Zeile v. u. lies Damon, ſtatt Dämon.

— 224 in der erſten Zeile v. oben, lies Andrucks, ſtatt Ausdrucks.

Lyriſche Nachleſe.

Beſchauung.

Wer mißt die Weiten des Himmels?
Wer mißt die Tiefen des Lebens?
Der Seher, der am hellſten ſieht,
Verſtummt zuerſt.
Ein Weltall iſt
Der Nebelfleck.
Im Dunkel wohnt die Unendlichkeit.

Entführe, Seelenverwechsler,
Dir ſelbſt nur Einen Gedanken!
Dann komm und heb die Hand empor,
Und ſei ein Mann,

Und zeige dich! ——————

Fang an das Werk,

Und form' uns Bilder aus Menſchenſtoff!

Verſteht der ſchattende Zeiger

Die Tagesbahnen der Sonne?

Und ſieh! er zeigt dem Fragenden

Sein Stündchen recht.

Wer biſt denn du?

Enträthſ'le doch

Die Kraft, durch die du enträthſeln kannſt!

Fünf helle Spiegel empfangen

Des Lebens fliegende Bilder,

Und mit verſchmolznem Strahle formt

Sich Bild in Bild.

Du glaubſt und träumſt,

Du ſäheſt Eins,

Und ſiehſt ein einiges Allerlei.

Da bricht der Schimmer aus Schatten!
Da ſtirbt der Schatten im Schimmer!
Vergieb der frommen Betrügerinn,
Der Phantaſie!
Sie bildet dir
Nach deinem Sinn
Die ungenügende Mittelform.

Morgenlied eines Mannes,

der kann, was er will, und will, was er kann.

Wach auf, mein Herz, mit Siegesklang
Und opfre deine Beute!
Erhebe dich wie Lerchenſang
Und fernes Feſtgeläute!
Der ſtimmt ein Lied der Lieder an,
Der ſeinem Willen leben kann.

Ein Andrer denk' an Hoch und Tief
Und lange Schimmerbahnen!
Mir gilt ein innrer Freiheitsbrief
Für ſechzehnhundert Ahnen.
Der iſt ein hochgeborner Mann,
Der ſeinem Willen leben kann.

Rühmt immerhin mit Saitenſpiel
Fortunens milde Gaben!
Ich habe mich; das iſt nicht viel;
Doch mehr, als Fürſten haben.
Der iſt allein ein reicher Mann,
Der ſeinem Willen leben kann.

Wohl Manchen ziemt's, im Dienerglanz
Zum Herrn hinauf zu ſehen.
Mir glückt es nicht als glatter Schranz
Auf glattem Grund zu ſtehen.
Der iſt ein ſelbſtgeehrter Mann,
Der ſeinem Willen leben kann.

Ihr zwängt die Freude nach der Schnur
In Gallamenuetten?
Mir hüpft ſie ungezwungen nur
Und ohne goldne Ketten.
Der, ſagt ſie, iſt allein ihr Mann,
Der ſeinem Willen leben kann.

Das Wort des Hohen iſt nicht ſein:
Drum ſchlingt er's ſein in Knoten.
Ich theile gern mein Ja und Nein;
Doch ſchwerlich mit Deſpoten.
Der iſt allein ein ganzer Mann,
Der ſeinem Willen leben kann.

Wunderglaube.

Nach dem Koran.

Nach Wundern fragſt du, blindes Volk,
Das Unſichtbares ſehen will?
Das, was dein Wiz natürlich heißt,
Haſt du es ſchon erfaßt?

Daß über dir der Himmel ſich
Mit hunderttauſend Sternen dreht
Und Sonn- und Mondenſchein gebiert,
Das iſt der Wunder eins.

Daß auf den Boden unter dir,
Den keine Schwelle trägt und hält,
Du feſt und ſicher treten kannſt,
Das iſt der Wunder eins.

Daſs du mit Sinn und Lebensluſt
Hervor aus Mutterleibe gingſt
Und jeden Morgen neu erwachſt,
Das iſt der Wunder eins.

Daſs ſtärker als Magnetenzug
Der Liebe ſüße Siegesmacht
Die Seelen an einander drückt,
Das iſt der Wunder eins.

Nach Wundern fragſt du, blindes Volk?
Bedenke, daſs du Etwas biſt
Und Gut und Böſes wollen kannſt,
Und frage förder nicht!

Schwanengeſang.

Lebensliebe! Lebensqual!
Steht des Todes Schattenhimmel,
Kranke Seele,
Deinem Wunſch nicht immer offen?
Einen, Einen leiſen Schritt,
Und du ſchlummerſt
Hin zu deinem lezten Lieben,
Der ſo freundlich
Dir die Hand entgegenreicht.

Wenn Fortunens Kugel fliegt,
Wenn des Schickſals Donner rollt,
In der Bruſt des freien Mannes,
Der den Tod zu finden weiß,
Ruht der Friede.

Wenn ſich Wetterwolken ballen
Und Orkane Wälder werfen;
In der Bruſt des freien Mannes,
Der den Tod zu finden weiß,
Ruht der Friede.

Wenn des Aufruhrs Flammen wirbeln
Und des Mordes Schwerter triefen;
In der Bruſt des freien Mannes,
Der den Tod zu finden weiß,
Ruht der Friede.

Gleich dem Schöpfer ſeines Thränen-
anfangs
Schafft ſich der ſein eignes ſchönes Ende,
Der den Tod zu finden weiß.

An die Weiſen.

Immer, immer prüfen, rechnen, wägen,
Was im freien Herzen lebt und wallt;
Ob wir folgen ſollen, überlegen,
Wenn die Loſung der Natur erſchallt;

Jeden Schritt mit Härchenmaße meſſen,
Eh wir's wagen vor uns hinzugehn,
Jede Thräne ſorgſam niederpreſſen,
Eh wir ihren vollen Grund verſtehn;

Kundſchaft ſammeln, ehe wir uns freuen,
Was denn wirklich wohl die Freude ſei —
Traun! Das iſt der armen Spielereien
Frommer Klügler ärmſte Spielerei.

Abſchied von Mina,
an ihrem Geburtstage.

Wenn in deiner Lieben Feierkreiſe
Nichts den lauten Ruf der Wünſche hemmt,
Kömmt dieß Blättchen heimlich nur und leiſe,
Gleich als wär' es deinem Herzen fremd.

Mina! Mina! halt' es ihm zu Gute,
Was es, dir allein verſtändlich, ſpricht!
Zeichnet' ich den Sinn mit Herzensblute,
Dennoch ſagt' ich ſeine Fülle nicht.

Auf der Aue, die ich weinend tränke,
Sproßt die Morgenblume deines Glücks.
Pflücke ſie! und, Mina, und gedenke
Meines lezten, langen Scheideblicks.

Der Baum der Liebe.

Nach dem Neugriechiſchen.

Es wuchs für mich ein Baum empor;
Er hieß der Baum der Liebe.
In ſeinem Schatten blühte mir
Ein Himmel ſüßer Zuverſicht
Und namenloſer Freude.

Und dieſer Baum, er iſt dahin,
Dahin mit Blatt und Blüte!
Des ſchwülſten Tages Feuerhauch
Verſengte Stamm und Zweig und Laub
Und jede zarte Knoſpe.

Die dürre Wurzel klammert ſich
Vergebens in den Boden.
Vergebens ſchießt noch hier und da

Ein jugendlicher Sprößling auf.
Er ſtirbt nach halbem Leben.

Und ich, wie dacht' ich einſt: der Baum
Der Liebe ſchattet ewig!
Wie oft begoß ich glaubensvoll
Den Boden, wo er ſtand und wuchs,
Mit meines Auges Thränen!

Mit meines Auges Thränen iſt
Verdorrt der Baum der Liebe.
Sie, die voll ſchöner Zuverſicht
Mein Herz in ſeinem Schatten fand,
Sie ſah ihn ſtill verdorren.

Doch, Lyda, Lyda, wollteſt du
Die dürre Wurzel pflegen;
Durchſtrömt von neuem Lebensſaft
Entſproßt' ihr dann ein neuer Baum,
Ein neuer Baum der Liebe.

Das

Das otaheitiſche Mädchen

am Grabe ihres Geliebten.

Hier am rauhen Steine will ich ruhen,
Wo der Wind das Grabgemäuer ſtreift,
Wo die Toa *) ihre ſchwarze Schatten
Ueber mich und meine Liebe dehnt.

Alles, Buſch und Mauer, Stein und
Blume,
Alles ſchauert, düſtert, ſtarrt mich an.
Alles iſt zu Tod und Nacht geworden,
Wo mein Herz um meinen Lieben weint.

*) Toa — ein Baum, der der Eiche gleicht und auf den tropiſchen Inſeln des Südmeers an die Grabmäler gepflanzt wird.

In das tiefe Dunkel meiner Schmerzen
Blickt des Mondes mildes Auge nicht.
Alle ſchlafen ſie in unſrer Hütte,
Wie ſie ſchliefen, als ich glücklich war.

Vater, Mutter, Schweſter, Bruder
ſchlafen.
Feſt auf ihren Piſangblättern fort;
Aber meine Piſangblätter liegen
In der Hütte hin und her zerſtreut.

Mein Tahna! Mein Tahna! Höre!
Ach! Er hört, er ſieht und hört mich nicht.
Ueberſchüttet mit der feuchten Erde
Liegt Tahna blutig, ſtarr und kalt.

Dort am Bache durch die Palmenreihen
Fliegt er nun nie wieder auf mich zu.
Von dem blauen Wellenſpiel des Meeres,
Blickt er nie in's Auge mir zurück.

Ich will fliehen, fliehen auf die Berge,
Wie ich aus des Vaters Hütte floh;
Hin, hinauf die Berge! Hin, hinunter,
Wo der Regen an die Felſen ſchlägt.

Wo der Bliz in tiefe Klüfte leuchtet,
Wo der Sturm mein leztes Ach entführt,
Da, da ſoll mich niemand, niemand finden,
Soll mir niemand ſagen: Weine nicht!

Weißt du, was ich dir bereitet hatte;
Als du in die Schlacht der Feinde zogſt?
Mahl und Lager hatt' ich dir bereitet;
Mein Tahna! Doch du gingeſt fort.

Mit dem Nachen nach den Feindesinſeln
Gingeſt du. Ich blieb am Ufer ſtehn,
Aß nicht, trank nicht, ſtarrte hin in's
Weite,
Bis der Abend in die Wellen ſank.

Kehrt er nun zurück, — ſo ſprach ich
heimlich —
Löſ' ich ihm den Muſchelpanzer ab,
Spiele mit des Helmes hohen Federn,
Fächle ſpielend ſeine heiße Bruſt.

Dunkel wurd' es. Von den Feindesin-
ſeln
Kehrten ſpät die Kriegesnachen heim.
Und da lagſt du blutig in dem Nachen,
Starr und blutig, mein Tahna, du.

Ha! Da ruft die Mutter! Ich ſoll
kommen!
Nein ich komme nun und nimmer nicht.
Ich will fliehen, fliehen auf die Berge,
Wie ich aus des Vaters Hütte floh.

Mahomeds Himmel.

Ein Sinnenſpiel.

Wer leitet auf der Reiſe
Durch die Weiten des Himmels,
Genius, dir die Bahn?
Dachteſt du dich ſelbſt noch nicht zum Gotte,
So laß ſie ſchwimmen, die große Weltenflotte
In des Raumes Ocean!
Mancher Himmelsmeſſer,
Mancher Sonnenzähler
Suchte ſchon das lezte Licht.
Aber keinem iſt es geworden.
Suche her, ſuche hin!
Such' in Süden oder in Norden!
Zu Elyſiums Accorden

Paßt die Regel des Meßners nicht.
Was der Forſcher nicht findet,
Der Schlüſſe mit Schlüſſen paart,
Hat der Fürſt der Herzensſpäher,
Mekka's Seher,
Allen Gläubigen offenbart.
Vor ſeinem aufgehobnen Finger,
Vor dem Auge voll Glut und Geiſt
Müſſen ſich ſechs Himmel ſpalten,
Muß der ſiebte ſich entfalten,
Den er ſeinen Gläubigen verheißt.

Sag, was iſt es, das wie Luftgeliſpel
Die heiße Wange kühlt,
Das wie Mädchenathem
Dir entgegen ſpielt,
Wie der Duft der Pomeranze,
Wie Jaſminenhauch,
Wie ein Gefilde voll Bohnenblüthe
In des Schlummergottes Gebiete,

Wie der thaubeſprengte Wald,
Wenn die Zweige neubegrünter Maien
Leiſe wallend im Mondenlicht
Diamanten ſtreuen?
Du biſt da!
Du biſt da!
Biſt im Lande, wo der Frohe
Nie die lieblichen Luſtgebäude
Seiner Phantaſienfreude
In eitlen Dunſt verrinnen ſah.
Immer grün iſt jener Raſen;
Immer weich iſt jenes Quellenmoos.
Immer bergen ſchattende Laubengänge
Erfüllter Wünſche die Menge
In ihrem kühlen Schooß.

Sammle dich, Gefühl!
Drunten in Fortunens Nachtgefilde
Faßteſt du im hellſten Bilde
Nur ein helleres Schattenſpiel.

Aber auch hier oben ſpielt durch Schatten
Lieblicher das Licht.
Licht und Schatten muß der Nerven
Schwunggefühl im Schwunge ſchärfen.
Bäume, die nicht Schatten werfen,
Wachſen auch im Himmel nicht.

Wie dort die Kokospalme
Dir feierlich Willkommen nickt!
Dort die goldnen Früchte der Heſperiden
Im Wählen unentſchieden
Dein Auge von weitem pflückt!
Wie mit ausgeſpannten Blätterflügeln
Der Piſang ſteht!
Wie ſie ſich bläht, die Nektarpflaume,
Und der Pfirſich, wie mit zartem Schaume
Ueberweht!
Siehſt du jene Ströme,
Wie ſie wogen durch das Himmelreich,
Ungetrübt ſeit ewigen Zeiten!

Wie ſie blinken, wie ſie gleiten
Hin in langen Wellenzügen!
In die Grotten, wo es rauſcht,
Tritt hinein!
Dort entſpringt in goldnen Krügen
Feuerheller Lebenswein.

Aber unter dieſen Herrlichkeiten
Kein Fühlender, als du?
O der kümmerlichen Habe,
Aller Himmel Freudengabe,
Und kein Mitgenoß dazu!
Aber da wallen leiſe Töne
Wie verwehter Harfenklang!
So ertönt es in keiner Oede!
In dem Klang' iſt ſüße Rede.
Ja, ſie kommen den Strom entlang,
Deine Genoſſen,
Ja ſie kommen ohne Zahl.
Stille Kraft im ſchlanken Gange!

Eine Blume jede Wange!
Jeder Blick ein Sonnenſtrahl!
Einer naht ſich nach dem andern.
Dieſer drückt dir ſanft die Hand;
Jenen nennſt du ſchon den deinen;
Und ſie Alle,
Die ſich hier um dich vereinen,
Eint des Mitgefühles Band.

Jünglinge wie Ganymede,
Auserkoren, dir zu dienen,
Führen dich, den neuen Gaſt,
In den ſchimmernden Pallaſt.
Wie erhellt vom Abendſtrahle
Leuchten aus dem Grottenſaale
Purpurwerfende Pokale.
Unbekümmert tritt hinan
Auf den Teppich
Mit dem Diamantenſaum!
Dich erwartet

Jenes grüne Atlaskiſſen.
Fern von allen Kümmerniſſen
So zu ruhen,
Glückt den Salomonen kaum.

Nun brich die Blüthe des Mahles,
Mit vollem Herzen froh!
Die Hand, die Hand vom Zügel,
Beſorgniß! Um den Spiegel
Des Bechers ſteht geſchrieben;
„So izt und ewig ſo.“
Wenn raſcher die Pulſe klopfen,
Dem matten Ueberdruß
Den Zugang zu verſtopfen,
Bedarf es nur,
Drei perlenklare Tropfen,
Geſchöpft im Quelle Zangabil.

Schon kreiſen die Geiſter des Lebens
Im leichten zephyriſchen Schwung.

Doch giebt dieß leichte Leben
Auch Herzen, die, wie du,
Nach ganzer Fülle ſtreben,
Erwünſchte Sättigung?
Der Saal wird leerer und leerer.
Wer kaum noch freundlich ſprach,
Verſchwindet.
Jeder auf ſeinen Wegen
Geht ſeinen Kronenfreuden nach.
Und du bleibſt allein?
Wolken lagern ſich um deinen Sinn?
Dieſem wirbelnden Gewühle
Zephyrlicher Luſtgefühle
Fehlt's an einer Königinn.
Nur der Liebe Roſenzepter
Stillt des Herzens Anarchie.
Ihr ein Opfer zu bringen,
Senkt jeder Wunſch die Schwingen,
Und alle Kräfte ringen
Für ſie allein, für ſie.

Wirf ihn ab, den Trauermantel,
Der dich, Geiſt, zu Boden zieht!
Allzutrüb' und allzulange
Floß im Elegienklange
Dein geliebtes Thränenlied.
Siehſt du da die Auserkorne?
Im Zitronenwalde da?
Sie, die einſt, dich zu belehren,
Aufgerückt in ſchönere Sphären,
Dein Auge nur in Träumen ſah?
Wie in ihrer Muſchelſchale
Die unberührte Perle liegt,
Haben lange Aeonen
Sie auf Blumenthronen
Nur für dich,
Nur für dich,
Im Schlummer hingewiegt.
Des Schickſals Ruf hat ſie nur jezt
Wie früher Lerchenwirbel erweckt.
Des Schickſals Allmacht hat dich ihr,

So wie dir ſie, [illegible]
Im Traume voraus entdeckt.
Dieſe groſsen ſchwarzen Augen
Suchen dich, [illegible]
Dieſes Buſens Lilienfülle
Dehnt ſich durch die wallende Hülle
Hin zu dir ſo königlich.
Zenide! Zenide!
Du fliegſt zu ihr,
Sie fliegt zu dir.
Stolzer Sohn des Himmels, du!
Wie vom Weſte hergeblaſen
Schlüpft ſie auf dem ſammtnen Raſen
Hocherröthend auf dich zu.

Süßes Weben der Betäubung,
Das den Seligen umſchwirrt!
Wie mit jedem Athemzuge
Bei des Blutes Wellenfluge
Jede Fiber Seele wird!

Tauſche, tauſche für Gefühle
Jeden Schlußgedanken um!
Wer den Himmel will ergründen,
Wird nie einen Himmel finden.
Da wo Grund und Maß verſchwinden,
Da nur iſt Elyſium.

Quellenlied.

Nur dem Glücklichen entſchlüpft
Stund' und Tag mit gleicher Schnelle,
Wie uns dort die Bacheswelle
Schwindend aus den Augen hüpft.

Aber wer mit ſchwerem Sinn
Brütet über Weh und Wunden,
Dieſem dehnen ſich Secunden
Wie Cocytuswogen hin.

Keiner, den das Leben freut,
Wünſche, daß es länger währe!
Leicht erfüllt zur ſtrengen Lehre
Dieſen Wunſch ein langes Leid.

Die Halbbrüder im Geiſterreich.

Ein platoniſches Mährchen.

Die Halbbrüder im Geiſterreich.

Ein platoniſches Mährchen.

In den Zeiten des Chaos, als die Genien und Demiurgen bemüht waren, den Hader der Elemente zu ſchlichten und den formloſen Erdplaneten vorzubereiten zur Wohnung der Halbgeiſter, die, aus dem Empyräum verſtoßen, beſtimmt waren zu leiden und ſich zu freuen in Menſchengeſtalt, begab ſich's, daß ein Genius, der reinſten und herrlichſten einer, von Liebe entbrannte.

Wer konnte die ſeyn, die ſo ein Genius liebte? Wer anders als die Liebe ſelbſt?

Und ſie war es; Urania, damals die einzige Göttinn; ſie, die, vom Himmel

niederſchwebend, jeden Theil des Chaos, dem die Genien und Demiurgen Form und Verhältniß gegeben hatten, zum Sinnbilde überirdiſcher Schönheit erhob.

Der Genien ſchönſter umarmte Uranien im Schatten der uralten Nacht.

Nach Ablauf einer Zeit, die nur den Himmliſchen bekannt iſt, gebar Urania einen Sohn, den ſie Enthuſiaſmus nannte, gleichſam der Göttlichkeit Erben. Und als die Jugendblüte des Neugebornen ſich aufſchloß, ſchienen alle andere Genien faſt verdunkelt in ihrem Urlicht. Schimmer, die das Reich der Nacht, in deren Schatten der Geiſterknabe gezeugt und geboren war, weithin durchdrangen, ſtrömten aus ſeinen weitoffnen Augen hervor. Aus ſeiner leichten Geſtalt drängte ſich ſchaffende Kraft. Man ſah ſeinen Vater in ihm. Aber den — wunderbar rei-

zenden Zug um Wange und Mund, dieſen Zug, der den lebendigen Kraftausdruck ſeines ganzen Geſichts in Liebe und Harmonie verſchmolz, den konnte ihm nur ſeine Mutter vererben.

Götterſohn! Enthuſiaſmus! Was würde die Welt geworden ſeyn durch dich, wenn nicht das ewige Schickſal geboten hätte, daß ſie nichts anders ſeyn ſollten, als — was ſie nun iſt!

Nicht alle Dämonen, die im unermeßlichen Raume umherwebten, waren ſo auf Gutes bedacht, wie die wohlthätigen Baumeiſter der Welt. Einer der Uebelſten fühlte ſich in ſeinem neidiſchen Herzen verwundet durch die Glorie des Enthuſiaſmus, des Lieblings der Geiſter. Er ſann auf Schaden und bittere Rache.

In den verborgenſten und entlegenſten Tiefen des Chaos wohnte ein Ungeheuer,

das in der Folge — vermuthlich weil es überall zu finden und alſo leicht zu mahlen war — von den Dichtern alter und neuer Zeit ſo oft gemahlt worden iſt, daß man nur ſeinen Namen zu hören braucht, um erinnert zu werden an ſeine ganze Furienbildung. An dieß Ungeheuer, die Zwietracht genannt, wandte ſich heimlich der rachſüchtige Dämon.

Sei gegrüßt, ſprach er ſchmeichelnd zu ihr, im Dunkel deiner zerſtörenden Macht! Deine Widerſacherinn von Ewigkeit her, die überall vereinen will, wo du trennſt, wird nun die Alleinherrſchaft über die dem Chaos entriſſene Welt erobern. Sie hat einen Sohn geboren, der Alles, was Leben hat, mit Licht und Liebe zu beſeelen und die lezten Stüzen deines Throns niederzureißen droht. Es iſt geſchehen um dich, wenn du nicht auch einen Sohn gebierſt, der

mächtig iſt zu zerſtören, was der Sohn des Genius und der Liebe bauen wird.

Und mit ſolchem Sohn, antwortete grinſend die Zwietracht, möchteſt du mich beſchränken? Du? —

Wenn ich's möchte, ſprach lachend der unſaubere Geiſt, würd' ich's nicht können. Soll der Sohn, den du der Liebe zum Troz gebären mußt, dein Reich befeſtigen unter dem Geſchlecht der Halbgeiſter, die Menſchen heiſſen, ſo muß ſeine Geſtalt dem Geiſterliebling Enthuſiasmus gleichen. Mache Gebrauch von deiner hohen Verwandlungskunſt! Wenn den Vater des Enthuſiasmus eine böſe Stunde überfällt — denn die beſten Genien ſind, wie dir bekannt iſt, nach dem Willen des Schickſals, böſen Stunden unterthan — ſo umſchlinge du ihn in der Geſtalt Uraniens; und dein Lohn wird kommen mit ſeiner Strafe.

Armes, kaum entſtandenes Menſchen-geſchlecht! Die Zwietracht befolgte den heilloſen Rath des triumphirenden Dämons. Der Genien ſchönſter wurde betrogen in ſeiner böſen Stunde. Ohne zu wiſſen, was das Schickſal beſchloſſen hatte über ihn und die Welt, wurde er Vater des Fanatiſmus.

So tief ein Genius gebeugt werden kann, war der Vater des Enthuſiasmus gebeugt, als ihm die Zwietracht den neugebornen Baſtard Fanatiſmus überreichte. Wenig hatte der unſelige Sprößling von ſeinem Vater geerbt; nur ſo viel, als nöthig war, Unerfahrne mit der nachgeheuchelten Miene des Enthuſiasmus zu täuſchen. Auch ſein Auge blizte himmelauf, aber mit Feuerfunken der Wuth, nicht mit den Sonnenſtrahlen der Liebe. Auch ſein Denken und Thun ſchien über-

all ſich hinauszuſchwingen über den ſchweren Schritt der Erdennatur; aber wo er vorübergeſchwebt war, ſproßten Dornen und Neſſeln. Und als das Geſchlecht der Menſchen den höhern Geiſtern das traurig reizende Schauſpiel der Weltgeſchichte aufzuführen anfing, zeigte ſich's, was der Enthuſiasmus und was der Fanatiſmus vermochte. Die Lieblinge des erſtern waren begeiſtert; die Diener des leztern waren beſeſſen; und beide wurden von den unverſtändigen Menſchen mit einander verwechſelt.

Der Enthuſiasmus war es, der in homeriſchen Tönen die Iliade ſang, mit dem Meißel des Phidias überirdiſchen Naturen ein fühlbares Daſeyn gab, und die Frucht der Weisheit hervorlockte aus den Blumen platoniſcher Dichtung. Der Enthuſiasmus war es, der bei Marathon und

Platäa an der Spize der Kinder der Freiheit focht und den Mann von Sparta mit ſeinen Dreihunderten nach Thermopylä führte. Der Enthuſiasmus war es, der den koloſſiſchen Bau der Bürgerherrlichkeit Roms unternahm. Und ſo wirkte er zur Vergöttlichung des ſchwachen Menſchengeſchöpfs durch alle Zeiten fort. So gab er unſerm Luther das ſichere Geleite nach Worms, das Kaiſer und Reich verſprochen hatten, aber dem Manne nicht halten zu wollen ſchienen, der ging, um nach ſeinem Glauben und Menſchenſinn dem Kaiſer und dem Reich die Wahrheit zu predigen.

Und wie wirkte dagegen, dem Enthuſiasmus das Widerſpiel unter den Menſchen zu halten, der Fanatiſmus?

Ach! Die Entheiligung des Heiligen, die Dämpfung der Vernunft, die Abſtum-

ſprung des Menſchenſinns, war von Anbeginn das Werk des Fanatiſmus. Den Nacken des treufleißigen Aegypters, der ſeinen Acker beſtellte für die Speicher ſeiner geiſtlichen, und Pyramiden aufthürmte für die Eitelkeit ſeiner weltlichen Gewalthaber, beugte der Fanatiſmus. Den Tempel der phönizischen Göttinn, wo Weiber und Jungfrauen ſich jährlich einmal dem Volke Preis gaben aus Glaubenspflicht, gründete und erbaute der Fanatismus. Durch Verrenken, Zerſezen, ekelhaftes Entſtellen und ſinnloſes Kaſteien des Leibes in Fakir- oder Mönchsgeſtalt um den unendlichen Preis des höchſten Guts zu buhlen, lehrte der Fanatiſmus. Dem Machtbefehl eines Lügners, der, hier mit einer einfachen, dort mit einer dreifachen Krone prunkend, ſich für einen Stellvertreter des Unendlichen auf Erden auszuge-

ben, frech genug war, dieſem ohne Prüfung und Widerſpruch zu fröhnen, gewöhnte arme, redliche, fromme Seelen der Fanatiſmus.

Doch alle Schand- und Gräuelthaten des unſeligen Baſtards, ſelbſt ſeine Kezergerichte und Glaubenskriege mitgezählt, ſchadeten den Menſchen und Völkern nicht ſo viel, als die unglückliche Aehnlichkeit zwiſchen ihm und dem himmliſchen Geiſtergenoſſen, ſeinem Halbbruder. Betrogen vom Anſchein kämpfte die endlich erwachte, aber noch nicht genug erfahrne Vernunft gegen den Enthuſiasmus wie gegen den Fanatiſmus, und erſchwerte ſich dadurch auf Jahrtauſende hin ihr großes Geſchäft, die verkrüppelten Zöglinge der Gewohnheit wieder zu geraden und freien Menſchen zu bilden.

Die Vergötterung des Herkules.

Die Vergötterung des Herkules.

Auch ich muß einmal, Hellas-Elyſium,
Auf deinen Auen mir Amaranten leſen.
Dem wäre beſſer, er würd' auf ewig ſtumm,
Wer ſingt, und nie ſich ſehnt nach deinen Wunderweſen!
Es rauſcht aus meinem Herzen ein neuer Ton,
Zu melden von Alkmenens mächtigem Sohn,
Wie Kraft und Schickſal mit einander ringen,
Wie Kraft und Lieblichkeit ſich wechſelfreudig umſchlingen.
Alkmenens Sohn, am Ende der Thatenbahn,

Gedachte, weil er nun von Ungeheuern
Die Erde geſäubert und das Seine gethan,
Ein Dankfeſt ſeinem Vater Zeus zu feiern:
Auf Onta's Höhe, die ihm feſtlich war,
Stand er am alten, mooſigen Bergaltar,
Nicht ahndend, daß ihm Schreckliches wi-
derführe,
Mit einer Gabe ſeiner Dejanire.

Sie hatt' ihm ein bezaubertes Gewand
(So dachte ſie ſich's, vom blinden Sinn,
getrieben)
Mit eiferſüchtigem Vorbedacht geſandt,
Daß nie ſein Herz verlernte ſie zu lieben.
Unſeliges Weib! Wer prüft nicht, was
er ſchenkt?
Mit Gift und Tod iſt dieß Gewand getränkt.
Vom Blute, dem lernäiſchen Thier' ent-
quollen,
Iſt jeder zarte Faden angeſchwollen.

Kaum

Kaum hatte den betrogenen Sohn der
Kraft
Das Mordgewebe mit lauem Dunſt um-
geben,
So fühlt er leiſe, leiſe ſich erſchlafft,
Und alle ſeine Rieſenmuſkeln beben.
Er ſieht ſich umher. Ihn däucht, die Hü-
gel fliehn.
In Nebelgrau verſinkt des Waldes Grün.
Die nickenden Felſen ſcheinen ſich zu grüßen.
Der Boden dreht ſich unter ſeinen Füßen.

Voll unerhörten Mißgefühles ſtöhnt
Der Sohn der Kraft ein Ach! zum erſten-
male.
Des felſigen Onta's Marmorwurzel dröhnt,
Und wiederdonnernd melden es alle Thale.
Dem Mächtigen dünkt ſein Angſtgefühl ein
Traum;
Er ſtämmt die Fauſt an einen Fichtenbaum;

Er faßt den Baum, ſich aus dem Schlum-
mer zu wecken,
Und ſchleudert ihn nieder in's Thal wie ei-
nen Dornenſtecken.

Doch dumpfer immer und dumpfer wird
ſein Sinn
Gewirbelt und durchzückt von reißenden
Blizen.
Mit ſchwerem Schritte ſchwankt er weiter
hin,
Verſchmähend, ſich zu halten oder zu ſtüzen.
Das Aug', in dem die Flamme der Götter
glimmt,
Starrt nieder. Nieder hängt und hinge-
krümmt
Der Nacken, der in kaum entflohenen
Tagen
Vermögend war, des Himmels Veſte zu
tragen.

Unkundig der beſchleunigten Gefahr
Bewegte ſich er, der nie Gefahren kannte,
Zurück zum alten, moosigen Bergaltar,
Wo ſchon des Opfers hüpfende Flamme
brannte.
Er bückte ſich hin mit ſeines Leibes Macht.
Von einverſtandenen Gluthen angefacht
Fing nun mit Fiebergewalt und Pulſes-
pochen
Das Gift in Herz und Adern an zu kochen.

Wie wenn die Fluren, die Mutter Na-
tur erſchuf
Dem Götterhain zum lieblichen Gegen-
bilde,
Mit Einem Wurfe der tobende Veſuv
Umwandelt in phlegräiſche Nachtgefilde,
So ſtand, mit Flammen und Gluthen an-
gethan,
Die rauhe Bruſt ein dampfender Vulkan,

Der Sturm des Athems eine wallende Lohe,
Entſezlich da der duldende Heroe.

Von fliegenden Funken kniſterte das Gewand,
Und jezt verſuchte der Dulder ſich zu lüften.
Er zog. Schon waren die Fäden feſtgebrannt
Und feſtgebeizt an Armen und Beinen und Hüften.
Jezt erſt beſonnen, jezt zu ſpät enttäuſcht,
Zerreißt er Fäden und Sehnen und zerfleiſcht
Sich ſelbſt mit allem Grimm der unermüdeten Hände.
Die Stücke ſauſen umher wie Feuerbrände.

Und jezt vermocht' er auch länger nicht,
zurück
In ſeiner Bruſt den reißenden Schmerz zu
halten.
Zum Himmel hub er ſeinen Löwenblick
Und ſeiner Stirn empor gefurchte Falten.
Mein Vater auf dem ewigen Donnerthron,
Mein Vater, rief er, ſiehſt du deinen Sohn?
Mein Vater, ſiehſt du, ohne den Streit zu
wenden,
So ſchmählich mich den rühmlichen Lauf
vollenden?

Viel hab' ich nicht, doch treulich das
gethan,
Was mir geboten worden nach deinem
Willen.
Nach deinem Willen mußte, dem Ocean
Im Sturme gleich, mich Ungemach um-
ſchwillen.

Und dafür, daß ich ſtill das Meine that,
Um keinen Lohn, um keine Hülfe bat,
Und dafür, daß ich dir zu dienen mich
freute,
Werd' ich des Ungefährs und eines Wei-
bes Beute?

So muß mich hier für meinen redli-
chen Wahn
Die Strafe mit der Furienfackel ſchlagen?
Verdammung dem, der thut, was ich ge-
than,
Und hofft, die Palme des Friedens heim-
zutragen!
Wer Thatengelüſt nach Miſſethaten fühlt,
Wer Schwache ſchlägt und Darbende be-
ſtiehlt,
Ein Himmelsläſterer und ein Ehrenräuber,
Der geh' und glaub' an Götter und an
Weiber!

Belogen hat, dem Tag' ins Angeſicht,
Mich meine Mutter. Beſchämt ſie dieſer Flamme,
Beſchämt ſie dieſes Blutes Ziſchen nicht?
Ich wär' ein Sprößling vom Kronidenſtamme?
Ich bin, was meine Leichenbrüder ſind;
Mit dieſem Strome, der an mir niederrinnt,
Mit dieſem Dunſte von eingeſog'nem Gifte
Bald aufgelöſ't, verſchwunden in alle Lüfte.

Ein Opferthier, das am Altare ſteht,
Muß ich an meinem feſtlichen Tag' erkalten?
Mein Thatengedanke, der mir ſchon entweht,
Mein Thatengedanke, komm und laß dich halten!

Mein Licht in dieſer Nacht der lezten Qual,
Erhelle mir Sinn und Seele noch einmal!
Schwebt, Bilder, deren ich mich im Sterben freue,
Schwebt noch einmal daher in langer Reihe!

Bin ich's, der in die Tiefe des Orkus ſtieg
Und bändigte da den Dreikopf an der Schwelle?
In dieſes Fußes Spuren ſchritt der Sieg
Auf Erymanthus Höhen, an Lerna's Welle?
Dieß wären die Arme, gegen deren Zwang
Umſonſt der Menſchenwürger Antäus rang?
Die nöthigten, die, den Löwen ohne gleichen
Mir ſeine Haut zum Mantel darzureichen?

Und nun? Und nun? Der ungebän-
digte Schmerz
Verſucht, den giftigen Stachel noch zu
ſchärfen.
Komm näher Tod! Zerſchnitten wird
mein Herz;
Zerfaſert werden meine Sehnen und Nerven.
Das Mark der glühenden Arme dorrt zu
Stein.
In allen Gelenken löſ't ſich mein Gebein.
O heilige Nacht! Wie? Werd' ich ohne
Gnade
Herumgeſchwungen an Ixions Rade? —

So flutheten laut wie Felſenſtromes
Fluth
Die Schmerzen von den Lippen des Alciden.
Jezt dünkt er ſich, umſtrömt von ſeinem
Blut,
Vom Reiche der Lebendigen abgeſchieden.

Jezt riß ihn wieder ein Blick in's weite
Thal
Zurück zu ſich und ſeinem Martermahl.
Es ſchien auf ſeine halbverbrannten Glieder
Die ſtille Sonne vom blauen Himmel
nieder.

Doch über dem blauen Himmel hatte
ſchon
Um ſeines wolkigen Thrones goldne
Stufen
Der Vater Zeus, zu ſchauen ſeinen Sohn,
Die ſeligen Olympier herberufen.
So ſahen noch nie, ſo lange die Ma-
jeſtät
Des Götterreichs in ihrem Glanz be-
ſteht,
Unſterbliche mit des Schreckens ſtarrer
Miene
Hernieder auf dieſes Lebens Trauerbühne.

Still ſtand, die Hand am Speere, Minerva da,
Auf ihrer Stirne wölkten ſich Finſterniſſe.
Mit ſorglichem Herzen drückte Cypria
An ihre Knie den kleinen Gott der Küſſe.
Die goldene Leier hielt gedankenvoll
Geſenkt und ohne Laut der Sängerfürſt Apoll.
Der Gott der Schlachten ſtrich ſich vor Erſtaunen
Mit nerviger Fauſt die ſchwarzen Augenbraunen.

Saturnia ſelbſt, vor ihrem Sinn verklagt,
Saß abwärts da, beſchämt im finſteren Grolle.
Der Göttervater lächelt ſie an, und fragt,
Ob ihre ſtarre Rache mehr noch wolle?

Noch kämpft ſie mit des beſſern Willens
Zug;
Da ſpricht der Vater im Donnerton:
Genug!
Kein Widerſpruch ſoll länger den Himmel
trennen!
Mein Sohn iſt mein, und ihr ſollt ihn
erkennen!

Er ſpricht's und nickt. Es ſchwankt
der Götterſitz;
Es ſchwanken Sonn und Mond und alle
Sterne,
Zum zitternden Onta nieder ziſcht ein Blitz,
Und Donner murmeln in der Näh' und
Ferne.
Das Zeichen erweckt des Duldenden Aug'
und Ohr.
Er ſchlägt verwundert Blick und Händ'
empor.

Und ruft: Vergieb, mein Vater, des Zwei-
fels Dringen!
Ich will dir ein Verſöhnungsopfer brin-
gen;
Mein leztes Opfer! Mich! Mich Ar-
men ſelbſt!
Mein eignes Blut ſoll deinen Altar netz-
zen,
Du, der du jene Donnerhallen wölbſt
Und herrſcheſt nach unbegreiflichen Geſe-
zen! —
Und damit ſchritt er mächtiger in den
Wald,
Von immer lauterem Wetterſchlag um-
hallt,
Und lüftete da, umſtrahlt von Blizes-
blicken,
Des breiten Onta's baumbewachſenen
Rücken.

Zu Boden brach er rechts und links
umher
Wie Schilf und Gras die ſtämmigen Eichen
und Buchen.
Des Dickichts alter Nacht entſtürzten Wolf
und Bär,
Sich einen feindlichern Aufenthalt zu
ſuchen.
Hier rauſcht ein Schwarm verſcheuchter
Vögel auf;
Dort ſauſ't ein Reh vorbei im fliegenden
Lauf.
Er aber, der Sohn des Zeus, umhüllt
von Flammen,
Trug, brennend, Holz und Laub zum hohen
Stoße zuſammen.

Und als der hohe Stoß hinaufgebaut
Und fertig war zur feurigen Himmels-
ſäule,

Da warf er drüber hin die Löwenhaut
Und ſeine treue vielverſuchte Keule.
Kein Laut enthub ſich weiter ſeiner Bruſt.
Als ſänk' er hin zur lezten Herzensluſt,
So lehnt' er ſich, wie vom olympiſchen Feſte
Ermüdet, auf die hochgethürmten Aeſte.

Hell praſſelten da die Aeſte himmelan,
Von allen Seiten auf einmal angezündet.
Im Rauche verſchwanden Opferſtoß und
Mann,
Wie Segel und Maſt im Meeresſturm
verſchwindet.
Weit wogten ſchwarze Wolken in's tiefe
Feld.
Doch da, wo ewiges Licht die Regionen
hellt,
Saß Vater Zeus mit freundlichem Ge-
müthe,
Und winkte der verſchwiegenen Aphrodite.

Ein leiſes Wörtchen flüſtert' er ihr in's
Ohr,
Von keinem andern Olympier vernommen;
Und wie der Abend ſäuſelt im jungen
Rohr,
Erwiederte ſie: So ſei mir der Held
willkommen! —
Bedeutſam rief ſie ihren lieblichen Sohn;
Bedeutſam hielt er Bogen und Pfeile ſchon.
Drauf gab ſie ihm, damit er nicht unrecht
wähle,
Mit ſtiller Ernſtlichkeit geheimnißvolle
Befehle.

Indeß zerſtreute ſich der nächtliche
Rauch
Um des Alciden glühende Todesſtätte,
Und aufgewirbelt vom Gewitterhauch
Erhuben ſich alle Flammen in die Wette.
Alcide! Wie? Beſiegſt du auch den Tod?
Seht

Seht da die Sonn' im wallenden Morgen-
roth!
Seht da von dunkler Purpurgluth um-
geben
Im Silberſchimmer des Unverſehrten Le-
ben!

Des Unverſehrten Leben iſt jenes Licht,
Das Strahlen wirft, wie nie ein Flam-
menfeuer.
Die Glorie ſeines Götterrangs durchbricht
Der ſchwachen Menſchheit aufgelöſ'ten
Schleier.
Denn was nicht ſterblich iſt, iſt nicht dem
Zahn
Des Gifts und der Zerſtörung unter-
than;
Die Flammen können des Staubes Stoff
entwenden;
Das Unvergängliche müſſen ſie vollenden.

Geſtritten iſt dein blutiger Todesſtreit,
Unſterblicher! und du biſt Du geblieben!
Den Himmel der entbundenen Göttlichkeit
Kann nimmermehr die Wolke des Schmer-
zes trüben.
Wie reizend in der unempfundnen Gluth
Auf deiner Stirn der ewige Friede ruht!
Wie ſchön iſt auf den wiedergebornen
Wangen
Der neue Lebensmorgen aufgegangen!

Von keiner Laſt der Erde mehr ge-
drückt,
Doch unbekannt mit dem ätheriſchen Leben,
Verſucht der Gott, der ſtaunend um ſich
blickt,
Den leichten Götterfuß emporzuheben;
Verſucht's, und ſchwebt in ganzer Macht
empor,
Wie aus den Tiefen der Nacht ein Meteor;

Ein Wunder denen, die auf Erden wohnen,
Verſchwindet in des Empyräums Zonen.

Nimm, Mutter Erde, die du mütterlich
Frohlockteſt, dieſen Pflegling Sohn zu nennen,
Nimm deine Wolken und umſchleire dich!
Er wird dich noch, du ihn nicht wieder erkennen.
Schon klingt der olympiſchen Sängerinnen Geſang
Dem Nahenden zum ſüßen Jubelempfang.
Schon ſchwebt er auf den ſternenbeſtreuten Wegen
Voll Zuverſicht dem hohen Geſang entgegen.

Und eh er ihn ſich enträthſelt, iſt er ſchon
Im Kreiſe der Kroniden aufgenommen.

Vom hohen, goldnen, ſtrahlenumblizten
Thron
Steigt Vater Zeus, und heißt den Sohn
willkommen.
Willkommen! riefen, ſo wie der Vater
ſprach,
Die Himmliſchen all' im Bruderkreiſe
nach;
Und lächelnd, mit geſenktem Augenliede,
Sprach leiſe Worte des Dankes der Alcide.

Wie er da ſteht, ſo ſchön und doch ſo
fremd,
Vom Nimbus der Beſcheidenheit umfloſ-
ſen,
Indeſſen Gott und Göttinn näher kömmt,
Sich zu erfreun des unverhofften Genoſſen!
Und Amor wird in dieſem Kreiſe vermißt?
Weiß keiner, fragte man ſich, wo Amor
iſt?

Wird Amor nicht vom neuen Gotte ge-
ſehen,
Wie ſoll der neue Gott das Glück des
Olymps verſtehen?

Er kann nicht weit ſeyn! lächelte
Cypria.
Vermuthlich wird er, bemerkte mit ſtil-
lem Lachen
Die Weisheitsgöttinn, ahndend was ge-
ſchah,
Für ſeinen Bruder ſchon Geſchäfte machen.
Wenn's nicht am lieblichen Freudentrank
gebricht,
So ſorgt, rief Bacchus, für den Kleinen
nicht!
Laßt Nektar aus den goldenen Bechern
ſchäumen;
Und Amors Flügel pflegt nicht lange zu
ſäumen.

Nicht lange, Thyrſusſchwinger? Da
ſiehe, wie,
Auch unberauſcht von deines Nektars Dün-
ſten,
Der Kleine lehrt, daß leiſe Sympathie
Sich eint mit unverbotenen Herzenskünſten!
Da kömmt er ſchon! O ſeht! O ſeht!
wie ſchön
Die kurzen, wallenden Flatterlöckchen wehn!
Da kömmt er gehüpft, frohlockend an der
Seite
Der lieblichſten, der ſchönſten aller Bräute!

Sie iſt's, ſie ſelbſt, der Jugend ewiges
Bild,
Die zarteſte von allen Himmelstöchtern;
Ein Kleinod denen, die ihr Schimmer
erfüllt;
Ein Kleinod ſelbſt des Heiligthums Ver-
ächtern.

Sie iſt es, Hebe, die, von Amors Hand
Gezogen, empfindet, was ſie nie em-
pfand.
Sie ſträubt ſich gegen ihren hüpfenden
Führer,
Und folgt ihm doch, dem kleinen Welt-
regierer.

Für wen iſt mit dem Morgenrothe der
Luſt
Die Wange dieſer Jugend übergoſſen?
Für wen erhebt ſich dieſe bebende Bruſt
Mit ihren unverwelklichen Frühlingsſproſ-
ſen?
Wen ladet dieſer Lippen Roſenſchein
Zum Bundesdrucke des erſten Kuſſes ein?
Wer ſoll, ſich ſelbſt entſchwunden im leztẽ
Entzücken,
In dieſen Armen die Blume der Fülle
pflücken?

Triumph! Singt Hymenäen im Sie-
geston!
Erfüllt die Lüfte mit Opferwohlgerüchen!
Dem Ueberwinder wird ſein ganzer Lohn.
Des Schickſals Widerſtreit iſt ausgeglichen.
Dem Dorn entſproßt die Roſe der Sym-
pathie.
Mann, der du noch lieben kannſt, ver-
zweifle nie!
Und trümmerten alle Tempel der Freude
nieder;
Ein Hauch der Liebe baut ſie alle wieder.

Theodota.

Eine attiſche Scene.

Nach dem Griechiſchen.

Theodota.

Eine attiſche Scene.

Theodota, eine Zunftſchweſter der berühmten Phryne (alſo eins von den Frauenzimmern, die man nach griechiſcher Sitte mit Ehren beſuchen konnte.

Myrto, ihre Sclavinn.

Sokrates.

Die jungen Freunde des Sokrates, ein Maler und mehre Sclavinnen als ſtumme Perſonen.

Theodota (ſitzend vor einem Maler, von ihren Sclavinnen umgeben.)

Myrto, biſt du geſcheidt? Sokrates wäre vor der Thür? .

Myrto.

Bei der Juno!

Theodota.

So rathe ich dir wohlwollend, deinen Witz nicht noch einmal an deiner Gebieterinn zu erproben. Denn augenſcheinlich iſt der Sokrates vor der Thür, ein Unbekannter, ein Fremder dieſes Nahmens.

Myrto.

Bei der Pallas und Aphrodite! Es iſt der wohlbekannte, der berühmte, der atheniensiſche Sokrates, der Weiſeſte aller Griechen. Sag mir nur, ob du ihn annehmen willſt; denn er wartet drauſſen auf Antwort. Es ſind mehrere von ſeinen Schülern bey ihm, der ſchöne Xenophon unter andern.

Theodota.

Iſt es möglich? — Sokrates? — Was thue ich? — (zu dem Maler) Höre, lie-

der Phädrias, du malſt immer fort, wenn die Geſellſchaft kömmt; aber ja nicht am Geſicht. Meine Miene könnte unruhig werden, und unruhig mag ich auf keinem Gemälde ausſehen. — Und du, Myrto, ſag den guten Freunden drauſſen, ſie ſollten mir willkommen ſeyn. —

(Myrto ab.)

Du kannſt ja unterdeſſen die Locken anlegen, Phädrias! — Mir iſt ein wenig bange; ich geſteh' es gern. Denn daß Sokrates nicht kömmt, um — zu bleiben, kann ich vorher wiſſen, ohne nach Delphi geſchickt zu haben. Ruhig! da iſt er!

Sokrates (hereintretend mit ſeinem Gefolge.)

Schöne Theodota, wir kommen, uns zu überzeugen, ob der Ruf Recht oder Unrecht hat, der deine Reize durch ganz Athen verkündigt. Der erſte Blick auf dich hat ſchon entſchieden.

Theodota.

Ich erkenne das Glück, den Weiſeſten aller Griechen unter meinem Dache zu ſehen. Aber was kann einem Weiſen daran liegen, ob das Gerücht Recht oder Unrecht hat, wenn von nichts weiter die Rede iſt, als von der Schönheit eines Mädchens?

Sokrates.

Mancherlei, ſchöne Theodota; beſonders für einen Mann, deſſen ganze Weisheit darin beſteht, daß er einſieht, wie wenig er weiß. Laß uns den Fall ſezen, es legte jemand mir und meinen Freunden jezt die Frage vor, ob wir dir Dank dafür ſchuldig ſeyen, daß du uns den Anblick deiner Reize vergönneſt, oder du uns dafür, daß wir ſie bewundern? Was ſollten wir antworten, ſchöne Theodota?

Theodota.

Eine ſophiſtiſche Frage! Und deßwegen eine feine.

Sokrates.

Dein deßwegen trifft uns nicht, wenn du die Antwort vergiſſeſt, um die ich dich erſuchte. Laß uns die Sache ordentlich überlegen. Der Regel nach dankt der, wer gewinnt; nicht, wer verliert. Wer von uns iſt alſo dem Andern Dank ſchuldig?

Theodota.

Beſter Sokrates, ich verſtehe mich zu wenig auf Regeln.

Sokrates.

Es bedarf ihrer auch hier nicht weiter. Genug, du haſt unſer Aller einſtimmige Bewunderung gewonnen. Durch unſern Mund wird ſich der Ruf deines Nahmens immer weiter verbreiten. Was bleibt aber uns, wenn wir wieder allein ſind, nach-

dem wir dich geſehen haben? Sehnſucht, Unruhe und Schmerz.

Theodota.

Ja; wenn dem ſo iſt; wenn ihr wirklich Sehnſucht, Unruhe und Schmerz meinetwegen empfindet; dann iſt allerdings die Reihe des Dankens an mir.

Sokrates.

(für ſich.) Es ſollte mir meiner Schüler wegen lieb ſeyn, wenn der Verſtand dieſer Schlange ihrer Schönheit mehr Abbruch thäte. Auf ſolche Antworten war ich nicht gefaßt. — (laut) In der That, es vereinigt ſich Alles um dich, ſchöne Theodota, deinen Glanz zu erheben durch die Vergleichung mit dem, was man ein glänzendes Glück zu nennen pflegt. Dieſe koſtbaren Möblen! Dieſe Spiegel! Dieſe goldenen Spangen und Ringe! Dieſe Schmucknadeln! Erlaube mir nur noch eine Frage.

Be-

Beſitzeſt du ein Landgut in Attika, oder ſonſt irgendwo?

Theodota.

Nicht, daß ich wüßte.

Sokrates.

Alſo vermuthlich ein Haus oder einige Häuſer, die wol eines Landguts werth ſind, wegen der anſehnlichen Miethe, die ſie dir eintragen?

Theodota.

Ich wohne hier, wie ich zu wohnen wünſche. Ein eigenes Haus habe ich nicht und bedarf keines.

Sokrates.

Kaum kann ich's glauben, wenn ich noch einmal dieſe Möblen, dieſe Spiegel, dieſe Spangen, dieſe Ringe, dieſe Schmucknadeln betrachte. Denn geerbt haſt du doch das Alles nicht.

Theodota.

Auch nicht geſtohlen, weiſer Sokrates.

Sokrates.

Davon bin ich verſichert. Es bleibt alſo nichts übrig, weil doch die Götter ihre Gaben nicht unmittelbar beſcheren, als daß du vielleicht Manufakturen auf deine Koſten betreiben läſſeſt, oder ſonſt eine nahrhafte Kunſt übſt.

Theodota.

Das überlaſſe ich den Sophiſten.

Sokrates.

Ich dächte, es gäbe auch ehrliche Leute, und namentlich den größten Theil der Einwohner unſerer guten Stadt Athen, die von ihrem Fleiß und ihrer Kunſt leben müſſen, weil es ihnen an Landgütern und Grundſtücken fehlt. Eine nahrhafte Kunſt üben iſt alſo an ſich etwas Gutes. Nicht wahr?

Theodota.

Vollkommen wahr, Sokrates.

Sokrates.

Nun dann! die nahrhafte Kunſt iſt alſo dasjenige, was die Leute ohne Landgüter und Grundſtücke wohlhabend und auch wol reich macht?

Theodota.

Das fließt aus dem Vorigen.

Sokrates.

Du aber, ſchöne Theodota, biſt reich, wie ich ſehe, und haſt, wie du verſicherteſt, weder Landgüter noch Grundſtücke. Auch verdankſt du, wie du ſagſt, dein Glück keinem wohlwollenden Erblaſſer. Was bleibt alſo übrig, als daß du —

Theodota. (verlegen)

Nun denn? daß ich — ?

Sokrates.

Daß du eine nahrhafte Kunſt treibeſt. Nicht wahr?

Theodota. (kalt)

Ich verſtehe mich auf's Schließen nicht. Aber ſo viel weiß ich, daß in der Kette der Schlüſſe, mit der du mich gefeſſelt zu haben glaubſt, ein Glied fehlt.

Sokrates.

Sehr möglich, ſchöne Theodota. Ich kam, Belehrung zu ſuchen, zu dir. Wollteſt du ſie mir über dieſen Punkt zuerſt ertheilen?

Theodota.

Lehren, lieber Sokrates, iſt noch weniger, als Schlüſſe machen, die Sache eines Mädchens, wie ich bin. Erlaube mir lieber, daß ich dich frage, wie du mich gefragt haſt! Es kömmt mir vor, als hätte

ich eine Entdeckung gemacht, der ich mich bei dir nicht verſehen hätte.

Sokrates.

Sehr möglich. Aber frage mich, wenn du willſt!

Theodota.

Nicht wahr, Sokrates? du hältſt, als ein Weiſer, die Freundſchaft für eine Thorheit?

Sokrates.

Erzürne die Grazien nicht, ſchöne Theodota, durch deine Fragen! Wer einen Freund nicht den erſten Erwerb des Lebens nennt, der verdient nicht, die Gabe des Lebens von den Göttern zu genießen.

Theodota.

Es freut mich, dieß aus deinem Munde zu hören. Denn, wenn du die Freundſchaft nicht für eine Thorheit hältſt, ſo iſt

doch nach deiner Philoſophie auf einen Freund nicht viel zu rechnen?

Sokrates.

Schönſte Theodota, welche Schlüſſe machſt du!

Theodota.

Die einfachſten, lieber Sokrates, ſo wie ſie jedermann macht. Zählteſt du nicht, um mir zu beweiſen, daß ich eine nahrhafte Kunſt triebe, die möglichen Fälle auf, wie man ſolche Kleinigkeiten erwirbt, dergleichen du hier um mich und an mir bemerkt haſt?

Sokrates.

Richtig. Und weiter?

Theodota.

Sagteſt du nicht, weil ich keine Grundſtücke beſitze, und keine Erbſchaft gethan habe; ſo folge, daß ich eine nahrhafte Kunſt treibe?

Sokrates.

Alles richtig, ſchöne Freundinn! Aber weiter?

Theodota.

Du nahmeſt alſo weiter keinen möglichen Fall an, wie man zum Beſiz ſolcher kleinen Güter, wie die meinigen ſind, rechtmäßig gelangen könne?

Sokrates.

Und du nimmſt an, daß man nur das größte Gut, einen Freund zu beſizen, brauche, um alles andern Erwerbs zu entbehren?

Theodota.

Getroffen, Sokrates! Wie gut wir einander verſtehen! Du läugneſt alſo nicht, daß es deine Meinung iſt, man dürfe auf ſeine Freunde nicht rechnen.

Sokrates.

Beim Jupiter, das war nie meine Meinung.

Theodota.

Aber wie konnteſt du denn vergeſſen, den wahrſcheinlichſten unter den möglichen Fällen in Anſchlag zu bringen?

Ich, ſo wie du mich hier ſiehſt, bedarf nichts weiter, als Freunde, und weil mir dieſe nicht fehlen, denke ich weder an Landgüter, noch an nahrhafte Künſte. Geſchenke der Freundſchaft ſind mein Reichthum.

Sokrates.

Um wie viel koſtbarer muß dir dieſer Reichthum ſeyn, als wenn du ihn auf eine andere Art erworben hätteſt! Aber ſage mir — die Sache iſt zu wichtig, als daß du mir eine Antwort verweigern ſollteſt — wie erwirbſt du dir deine Freunde? Kommen ſie dir zugeflogen, ſo etwa, wie die Fliegen einer Schale voll Honig? Oder

trifſt du Veranſtaltungen, daß ſie kommen müſſen?

Theodota.

Veranſtaltungen? Von welcher Art ſollten denn die ſeyn?

Sokrates.

Das iſt es, was ich von dir zu lernen wünſchte. Denn es giebt der Veranſtaltungen mancherlei; zum Beiſpiel ſolche, wie die Spinnen treffen, wenn ſie wollen, daß die Fliegen zu ihnen kommen ſollen.

Theodota.

Du vergleichſt mich alſo mit einer Spinne?

Sokrates.

Nicht ſo, ſchöne Theodota. Ich führte nur das Beiſpiel an, weil vorher von Fliegen die Rede war. Es iſt ja auch bekannt genug, worin die Veranſtaltung der Spinnen beſteht. Sie weben Neze, ſehr feine,

ſehr zarte Neze, und was ſich darein ver⸗
wickelt — nun, das gehört den Spinnen.
Du ſiehſt mich an? . . .

Theodota.

Ich bewundere den Rath, den du mir
vermuthlich geben willſt, nemlich Neze zu
weben, um doch eine nahrhafte Kunſt zu
treiben.

Sokrates.

Ich ſage nur, daß es ſich immer der
Mühe verlohnt. Bedenke einmal, wie
ſauer ſich's unſere Jäger werden laſſen, um
in ihren Jagdnezen ein Wild zu fangen!
Das Nez iſt ihnen unentbehrlich. Aber es
reicht freilich nicht zu, wenn die Jagd
glücken ſoll. Wenn ſie Meiſter werden
wollen über eins der unbedeutendſten
Thiere, über einen Haſen, bedürfen ſie
mehr, als Einer Art Hunde.

Theodota.

Nun, bei der Juno! Was ſollen mir die Haſen und die Hunde?

Sokrates.

Nur zum Beiſpiel dienen, ſchöne Freundinn. Denn welch ein unbedeutendes Ding iſt nicht, wie geſagt, ein Haſe, beſonders in Vergleichung mit deinen Freunden? Und doch will der kleine Wildfang mit vieler Kunſt gefangen ſeyn. Sogar die Nacht müſſen die Jäger zu Hülfe nehmen.

Theodota (bedeutend.)

Sokrates. —

Sokrates (ungeſtört.)

Die Jäger müſſen deßwegen beſondere Hunde halten, die eigentlich im Dunkeln ihre Dienſte verſehen. Damit aber kom-

men ſie noch nicht aus; denn die Haſen treiben ihre Wirthſchaft bald hier, bald dort, und ſind ſehr unſtäter Natur. Um ihnen auf die Spur zu kommen, bedarf es neuer Hunde, deren feine Naſe auch den Unſtäteſten auswittert. Endlich noch iſt der Haſe, wie wir alle wiſſen, ſehr gut zu Fuß. Windſpiele gehören dazu, den Flüchtling einzuholen. Hat man ihn nun auf dieſe Weiſe belauert, ausgewittert und gejagt, dann erſt thun die Schlingen und Neze ihre Dienſte, weil dem armen Schelm kein Ausweg bleibt, als ſich darein zu verwickeln.

Theodota.

Jezt, Sokrates, ſeh' ich erſt zur Gnüge ein, daß du ein Weiſer biſt. Unſere Sophiſten wiſſen von nichts, als von unnüzen und kopfbrechenden Subtilitäten, von

Ideen und Syllogismen, und wie ſie's ſonſt nennen. Du aber biſt ſo gar ein gelernter Jäger, wie ich merke. Vermuthlich haſt du auch deßwegen ſo viele Schüler gefangen?

Sokrates.

Allerdings, ſchöne Theodota. Und was das merkwürdigſte dabei iſt, ich habe nur ein einziges Netz, das ich aufſtellen kann. Es heißt Einfalt und gute Sitte. Auch iſt unter meinen Freunden weder Neid noch Eiferſucht zu finden, und ich bedarf keines Abgeſandten, neue Ankömmlinge auszuwittern und zu erjagen. Mir führt ein Freund den andern zu. Aber deine Freunde, ſchöne Theodota —

Theodota.

Laſſen ſich doch nicht mit Windſpielen hezen?

Sokrates.

Wer weiß? — Es giebt Menſchen, die in ihrer Art Windſpiele ſind, eben ſo ſchnell zu Fuß und eben ſo feig und eben ſo unbrauchbar zu allen andern Dienſten. Solcher Leute könnteſt du dich ſehr nützlich bedienen, wenn du ſie verbindeſt mit Andern, die feine Naſen haben, ſo, daß der neue ſchöne Jüngling, ausgewittert und heimlich gehezt, keinen Ausweg finden kann, als ſich zu verwickeln in deine Neze.

Theodota.

Meine Neze? Du ſprichſt ſo poſitiv, als ob ich ſchon eingeſtanden hätte, dergleichen zu führen.

Sokrates.

Bedarf es hier eines Geſtändniſſes? Du ſelbſt biſt dein Nez. Die Natur hat es gewebt, als ſie dich ſchuf. Unſere

Blicke verlieren ſich in der Grazie deiner Körperbildung, und hinter dieſer Körperbildung lauſcht eine Seele, die ſich's zu merken verſteht, welche von deinen antwortenden Blicken am tiefſten dringen; welcher von deinen Ausdrücken am lieblichſten reizt. Dieſe kluge Seele macht dir begreiflich, daß du die Thür dem feurigen Intereſſenten öffnen mußt, und ſie verſchloſſen halten vor dem trägen. Sie befiehlt dir, wenn ein lieber Freund einmal unpäßlich wird, dich eifrig zu erkundigen nach ſeinem Befinden; wenn er etwas Glorwürdiges und Ehrenwerthes gethan hat, Theil zu nehmen an ſeiner Freude, und, wenn er mit Leib und Seele an dir hängt — aber nicht eher — ihm auch willfährig zu ſeyn mit Seel' und Leib.

Theodota (ſtrafend.)

Sokrates!

Sokrates.

Soll ich denn annehmen, du, die mir vorwerfen wollte, ich wiſſe die Freundſchaft nicht zu ſchätzen, habeſt ſelbſt nur einen todten Begriff davon? Leere Worte genügen dem Freunde nicht. Man muß ihn durch Werke gewinnen. Iſt's nicht ſo, ſchöne Freundinn?

Theodota (nicht ohne Unwillen.)

Was diſputiren wir doch wol über Wahrheiten, woran kein vernünſtiger Menſch zweifelt!

Sokrates (ungeſtört.)

Wir diſputiren ja nicht, ſo viel ich weiß. Wir erläutern einander die Wahrheit, die doch oft im Dunkeln liegt. Denn auch Werke allein reichen nicht zu, Herzen aneinander geſchloſſen zu halten. Man muß, wie du, mit Verſtand lieben.

Theodota.

Woher weißt denn du, wie ich liebe?

Sokrates.

Du ſelbſt haſt es mir entdeckt. Da du ſo viele und ſo großmüthige Freunde haſt, daß ihr Reichthum der deine iſt; ſo ſchließe ich, daß du mit vielem Verſtande liebſt.

Theodota.

Erkläre mir doch, damit ich deinen Schluß verſtehe, was das ſagen will, mit Verſtand lieben!

Sokrates.

Wie ſchon geſagt, ſo lieben, wie du. Wenn du, zum Beiſpiel, an einen lieben Freund die erſte Bitte thuſt; ſo bin ich verſichert, ſie iſt von der Art, daß ihm ihre Erfüllung nicht ſchwer ankömmt. Hat er ſie nun erfüllt; ſo vergiltſt du es

ihm mit einer Gefälligkeit, die dich eben ſo wenig koſtet. So, ſtelle ich mir vor, ſchließen ſich die treuen und großmüthigen Freunde immer feſter an und werden immer treuer und immer großmüthiger. Ihnen deine Gefälligkeit vollkommen werth zu machen, unterhältſt du ſie im Stande des Bedürfniſſes.

Theodota.

Du vergiſſeſt deine Popularität, Sokrates.

Sokrates.

Gut, daß du mich daran erinnerſt. Wir wollen uns alſo unverzüglich nach einem populären Beiſpiele umſehen. Wenn du dich ohne Appetit zu Tiſche ſezeſt, ſo reizen dich die leckerſten Speiſen nicht. Aber wer kennt nicht das Sprichwort vom Hunger und von rohen Bohnen?

Theodota (etwas empfindlich.)

Das ſoll wohl gar eine Schmeichelei ſeyn!

Sokrates.

Keinesweges, ſchöne Theodota. Das Beiſpiel hat ſeine Dienſte gethan. Nun laß uns die Sache ſelbſt näher betrachten. Deine lieben Freunde befinden ſich im Stande des Bedürfniſſes, wenn ſie deine Bekanntſchaft machen. Die Kunſt iſt nun, ſie darin zu erhalten. Einmal müſſen denn doch ihre Wünſche befriedigt werden. Weil das nun nicht zu ändern ſteht, ſo bleibt dir nichts übrig, als den Befriedigten ſeines Weges gehen zu laſſen, und zu thun, als wäre er gar nicht mehr da. Das iſt ihm neu und unerhört. Vor Verwunderung vergißt er der erſten Stunde, und ſehnt ſich nach einer zweiten. — Die Unbefriedigten und Sehnſuchtsvollen aber

läſſeſt du nie aus den Augen. Nie ver⸗ ſäumſt du, ſie zu unterhalten auf eine oder andere Art. Immer entweichſt du ihrer Zudringlichkeit, und giebſt doch immer eine weniger abſchreckende Antwort. So ſteigert ſich der Preis der Gabe, bis der liebe Freund mit allen ſeinen Kräften nicht höher zu bieten vermag —

Theodota (nach einer Pauſe.)

Sokrates, ich kann nicht umhin, eine Bitte an dich zu thun. Weil du doch ſo genau unterrichtet biſt von allen Herzens⸗ künſten, wie wär' es, wenn du dich ent⸗ ſchlöſſeſt, ſo einer zu werden, der mir wie du ſagſt, die lieben Freunde ins Nez jagt?

Sokrates.

Wenn du ein Mittel weißt, mich dazu entſchloſſen zu machen, ſtehe ich dir zu Befehl.

Theodota.

Das möchte ſchwer auszufinden ſeyn. Aber darf ich dich fürs erſte bitten, mich öfter zu beſuchen?

Sokrates.

Meine Gönnerinn, ich habe ſo wenig Zeit zu verlieren! Könnteſt du dich wol entſchließen, zu mir zu kommen?

Theodota.

Wohl, Sokrates. Ich komme mit Nächſtem.

Sokrates.

Und ich werde gewiß für dich zu Hauſe ſeyn, wenn ich nicht vertrautere Geſellſchaft bei mir haben werde.

Theodota.

So werde ich dich denn beſuchen, wenn ich keine liebere Unterhaltung zu finden weiß.

(Sokrates mit ſeinen Schülern geht ab.)

Myrto.

Das war doch ein harter Abſchied für einen Weiſen!

Theodota.

Wer heißt einen Weiſen, ſich um meine Geheimniſſe zu bekümmern? —

Lydor's Sonette,

geſammelt

aus den Reſten eines ungedruckten und längſt untergegangenen Romans.

Der Scheideweg.

Ein harter Stand! Hier winkt das
Schloß der Ehre;
Und dort der Liebe Roſenparadies.
Wen dort und hier ſein Gott willkommen
hieß,
Der melde ſich und gebe Rath und Lehre!

Kein Andrer nicht, und wenn er Ritter
wäre
Von allen Adlern und vom goldnen Vließ!
Kein Andrer nicht, und träumt' er noch
ſo ſüß
Den ſchönſten Traum von Paphos und
Cythere.

Und wenn, was Menſchen dort und
hier empfinden,
In höchſter Fülle niemand noch erfuhr,
Was ſagſt denn du, Wegweiſerinn der
Blinden,
Orakel ohne Lug und Trug, Natur?
Die Roſen blühn am Jugendmorgen nur;
Den Weg zum Schloſſe können Greiſe
finden.

Entſchluß.

Ja, ich folge, winkendes Phantom!
Denn ich kann, ich kann dir nicht entſagen.
Wo hinan die ſteilen Ufer ragen,
Wogt am höchſten der gepreßte Strom.

Fliegt Atom allmächtig zu Atom,
Wer will Herzen aufzuhalten wagen?
Wer will Altarflammen niederſchlagen,
Wenn ſie lodern bis zum Himmelsdom?

Wagt, ihr Andern, eüre Kraft und
Schwäche!
Tragt, ihr Andern, um die Freude Leid!
Mir entquellen Milch- und Honigbäche;

Mich erwartet meine goldne Zeit.
Wer den Dorn am Roſenſtrauche ſcheut,
Iſt nicht werth, daß er die Roſe breche.

Auf der Reiſe.

Weiter! weiter! wie die Räder rollen!
Frage nicht, mein warmer, wackrer Sinn,
Frage, Lieber, frage nicht: Wohin?
Glaub', es frommt nicht, mit ſich ſelbſt zu
ſchmollen.

Lerne, was du willſt, mit Freuden
wollen!
Dort die Weisheit, die den Vollgewinn
Dir verſagt, iſt eine Rechnerinn,
Deren Wünſche nie zu Thränen quollen.

Aber wenn du, Lieber, Alles, Alles,
Was das höchſte Maß der Fülle faßt,

Alles Glück des ganzen Erdenballes
Deines Mädchens Arm entwunden haſt,
Auf dem Gipfel deiner Himmelsleiter,
Da, da frage, wenn du kannſt: Wie
weiter?

Die Dämmerungsfeier.

Das war ein Kuß! Mit Jahren, freudenlos
Und düſter, würd' ich ihn nicht theuer büßen.
Ich ſaß im Dämmerlicht zu ihren Füßen,
Und drückte mein Geſicht in ihren Schoß.

Wie wurd' in meiner Bruſt mein Herz ſo groß!
So fühlte ſich vielleicht, als ihn die ſüßen
Erſcheinungen den Himmel finden ließen,
Endymion auf ſeinem Schlummermoos.

Sie ſpielte ſtill mit meinen wüſten Locken.
Ich drückte meinen Arm um ihre Knie
Und ſah empor, begeiſtert und erſchrecken,
Und fragt' ihr Aug', und Lyda, Lyda, ſie,
Sie ſenkte ſich auf meine Lippen nieder,
Und Arm' in Armen fühlten wir uns wieder.

Das Mühlenwäldchen.

Nimm du mich auf mit allen meinen Träumen,
Vertrauliches, geliebtes Dämmergrün!
Hier gaukelt hin, Erinn'rungsphantaſien,
Umweht den Quell und flüſtert mit den Bäumen,

Und laßt des lauten Mühlenrades Schäumen
Der Sinne Vorhang leiſe niederziehn!
Hier ſeh' ich, wo die Quellenufer blühn,
Die Blumen meines Lebens neu entkeimen.

Denn, Wäldchen, ſo geliebt du längſt
mir biſt,
Jezt lieb' ich dich, weil deine Wipfel
ſchweigen.
Jezt lieb' ich dich, weil unter deinen
Zweigen,
Wenn Sinn und Seele Welt und dich
vergißt,
Das Bild der Bilder mir entgegenhüpft,
Das tauſend Wünſche ſanft in einen
knüpft.

Der Fall.

Jn des Jahres erſtem Frühlingsſcheine
Saßen wir auf einer Laubenbank,
Wechſellieb' im Blick, und Wechſeldank,
Arm in Arm, und fühlten nur dieß Eine.
Und auf einmal, als ich ſie die Meine
Koſend hieß und ihren Athem trank,
Bog ſich's unter uns und brach und ſank,
Und wir fielen ſchwebend im Vereine.
Ruhig lagen wir auf dürren Blättern,
Wie wir fielen, ohne Wort und Ach;
Unbekümmert, ob ein Werk von Brettern,
Oder ob des Himmels Veſte brach.
So laß auf des Fackeljünglings Winken,
Ewigkeit, in deine Nacht mich ſinken.

Maigefühl.

So herrlich ſtieg in ſeiner Blüten-
tracht
Noch nie zu mir der Engel Frühling
nieder.
So rieſelte mir nie durch Mark und
Glieder
Die ganze Fülle ſeiner Luſt und Pracht.

Von ſeinem leiſen Athem angefacht
Spielt meine freie Lebensflamme wieder.
Vergeſſen iſt die Zeit der Thränen-
lieder,
Vergeſſen dieſes Herzens lange Nacht.

Doch warum konnt' ich in ſo manchen
Jahren
Nicht dieſes freie Wohlgefühl erfahren?
Schloß da ein Wunder meine Sinne zu?
Nicht das! Ich kann ein Süßeres er-
deuten,
Du mußteſt erſt in mir, Erkohrne, du,
Dem Engel eine Stätte zubereiten.

Philoſophie der Liebe.

Mag, wer will, ergrübeln und erklären,
Was das Herzensräthſel, Liebe, ſei!
Nennt es blinde Sinnenſchwärmerei!
Nennt es einen Flug in höh're Sphären!

Iſt es dieß; ſo laßt mich gern entbehren,
Was ihr wißt! Ich miſſe nichts dabei.
Iſt es jenes; o ſo mag der Mai
Dieſes dunkeln Himmels ewig währen!

Hört, ihr Weiſen, was ihr noch nicht wißt!
Wallen Seelen in einander über,
Iſt's nicht Eine, die ihr Glück ermißt.

Aber wenn mein Mund ein leiſes
Lieber
Lyda's Munde ſchwärmeriſch entküßt,
Wiſſen Wir, was Lieb' und Himmel iſt.

Sehnſucht.

In des Weidenbaches langem Thale
Geh' ich meinen ſtillen Abendgang,
Blicke bald den Wellenſchein entlang,
Bald hinauf zum rothen Himmelsſtrahle,
Und als ſchien' er mir zum leztenmale,
Hebt ſich meine Bruſt ſo ſchwer und bang,
Daß ich träumend ſchon mit Schwanenſang
Meine Lebensrechnung abbezahle.
Und du weißt es, daß dich Lyda liebt!
Stündlich kömmt die große Stunde näher,
Die ſie deinen Armen wiedergiebt.
Und du ſeufzeſt, blöder Freudenſpäher?
Ach! Wer einer ſolchen Stunde harrt,
Stirbt im kalten Arm der Gegenwart.

Liebeseinigung.

Was mich, Lyda, unauflöslich bindet,
Iſt es deiner Augen blaues Klar?
Iſt's dein langes, blondes Wellenhaar?
Iſt's das Liebliche, das, unergründet,

Deinem Sinn und Weſen nie ent-
schwindet?
Oder iſt's dein Herz, ſo gut als wahr,
Und dein Geiſt, der immer am Altar
Treuer Liebe junge Roſen findet?

Frag nicht, Mädchen! Nicht das Andr'
und Eine,
Du, in All' und Einem immer Du,
Sprichſt mich an aus deiner Augen Scheine,

Winkſt mir ſanft mit Mien' und
Schritte zu.
Dein bin ich, bleibſt du nur, Lyda, du,
Dein noch unter meinem Grabesſteine.

Lyda's Mängel.

Menſchenkunſt kann Menſchen nicht ver-
engeln;
Freiſinn lenkt des Adlers Wolkenflug.
Folgſam der Natur geheimen Zug
Muß der Bach ſich durch die Thäler
ſchlängeln.

Und du, Holde, ſprichſt von deinen
Mängeln?
Sprichſt davon ſo lieblich und ſo klug?
Meinſt, ich könnte, ich! mit gutem Fug
Deinen Sinn zur Meiſterweisheit gän-
geln?

Irgendwo am Himmel ſteht ge-
ſchrieben,
Daß die Liebe nur ſich ſelbſt erkennt.
Wo mein Herz das Gute eint und trennt,
Mag mein Geiſt ſich im Verbeſſern
üben.
Doch der Liebe ſei das Recht gegönnt,
Der Geliebten Fehler mitzulieben.

Lezte Liebe.

Singt nur, ſingt der erſten Liebe Glück!
Mehr, als Dichter, hab' ich's ſelbſt empfunden.
Oft noch träum' ich in den Abendſtunden
Meines Herzens Morgentraum zurück.

Aber hadre nicht mit dem Geſchick,
Hadre nicht, mein Sinn! Er ſei verſchwunden,
Jener Traum, den Engel gern erfunden.
Erſte Liebe iſt ein Augenblick.

Aber wenn belehrt durch Wohl und
Leid,
Streng belehrt durch langes Händeringen
Nach dem Preis, den Menſchen nie em-
pfingen,
Herz um Herz des Lebens Blumen
ſtreut;
Dieſes Glück ſoll meine Seele ſingen.
Lezte Liebe nur iſt Ewigkeit.

Ueber
Schönheit und Kunſt.

Zweites Fragment.

Ueber Schönheit und Kunſt.

Zweites Fragment.

— Wenn Kunſt überhaupt ein leerer Begriff iſt ohne einen Stoff, den ſie verarbeitet, ſo hebt ſchöne Kunſt ſich ſelbſt auf, wenn ſie etwas andres verarbeiten will, als einen Stoff der Empfindung. Wäre nun, wie die Schule lehrt, Empfindung und Begriff von einander verſchieden wie Schatten und Licht, oder, wie man es nennt, ein Begriff eine klare, eine Empfindung eine dunkle Vor-

ſtellung, ſo müßte Verdunkelung der Seele, das Ziel der Kunſt, und derjenige, welcher eine totale Eklipſe aller Vorſtellungskräfte in uns zu Stande brächte, alſo vielleicht der Tod ſelbſt, eh er dem Sterbenden den leztcn Lebenshauch entzogen hat, der gröſte Künſtler ſeyn. Zum Glück für uns iſt es aber nicht das erſtemal, daß die Weiſen ſich irrten. Das Erkenntnißgefühl und das Freuden- und Schmerzensgefühl gehen einander nur in ſofern etwas an, als ſie ſich beide vereinigen im Punkte der Berührung, wo das lebendige Princip, die Seele, mit dem todten Princip, der Natur, vertraut wird. Ein Erkenntnißgefühl iſt allerdings eine dunkle Vorſtellung im Verhältniß zu einem Realbegriff, woran die Vernunft ihre Einſichten feſtknüpft. Aber ein Freuden- und Schmerzensgefühl

iſt um ſo klarer, d. h. von allen andern ähnlichen Gefühlen abgeſonderter, je weniger die Klaſſenbegriffe, Freude und Schmerz, mit den ſubordinirten Rubrikbegriffen, Heiterkeit, Schwermuth und deßgleichen, zur Beſtimmung des Beſondern dieſes Gefühls hinreichen. Mit der Erkenntniß, als Erkenntniß, hat die Kunſt nichts zu thun. Sie gewährt Anſicht, nicht Einſicht. Williges Mitgefühl übertragen in ein Verhältniß der Schönheit, das allein will und ſoll ſie. Deßwegen iſt für ſie das Abſtracte Schatten und das Beſondere Licht. Ein Kunſtwerk iſt um ſo weniger ſchön, je leichter wir uns ſelbſt und Andern deutlich machen können, warum es ſchön iſt.

* * *

Ein ächter Kunſtgedanke iſt jedesmal ein Empfindungsgedanke; aber nicht um-

gekehrt. Wo finden wir nun den Faden, der die geiſtige Empfindung des Schönen, die ihren Grund hat in Wohlverhältniß und Harmonie, zuſammen einigt mit dem Freuden- und Schmerzensgefühl? Denn es giebt der Empfindungen, die auf Verhältniß beruhen, noch zwei gar beſondre, die mit dem Schönen vereinbar, aber an ſich durchaus davon unterſchieden ſind. Wir können *bewundern*; wir können *lachen*; und das eine ſo wenig als das andre ohne vorhergegangene Vergleichung mehrerer Verhältniſſe, worüber der Geiſt und nicht das unvorbereitete Gefühl entſcheidet.

Was *über* uns iſt, der Kraft und dem Maße nach, nennt Jeder in ſeiner Art und nach ſeinem beſondern Gewicht und Maßſtabe *groß*. Mit Recht nimmt alſo der ehrwürdigſte der deutſchen Denker

das Unendliche allein als denjenigen Maßſtab an, mit welchem alle vernünftig-menſchliche Weſen ohne Ausnahme meſſen. Aber das Große, Starke, Mächtige, Erhabene, was Jeder für ſich und ſeines Gleichen annimmt, behält gleichwohl ſeinen Kunſtwerth. Auch diesſeits der Unendlichkeit findet der Starke manchen Anlaß, ſeine Stirn zu beugen, und wird ſie finden, wenn nicht einmal die Ordnung der Natur ſich dahin ändert, daß Alle Alles können.

Aber das Lachen? Darüber ein Wort der Erklärung wagen, iſt wirklich ein Heldenſtück. Denn bis dieſen Tag haben noch alle Erklärungen des Lächerlichen, ſo abweichend ſie übrigens ſeyn mögen, die eine gemeinſchaftliche Grundeigenſchaft, daß ſie ſelbſt Lachen erregen. Vestigia terrent! Uebrigens wiſſen unſre

Bauern ſo gut als unſre Gelehrten, daß eine artige Abſurdidät das wahre Salzkörnchen in allen Späßen iſt; und daß der Begriff einer artigen Abſurdidät hier nur vermeintlich ſei, iſt auch ohne alle Zurüſtung leicht bewieſen; denn wo der Bauer lacht, lacht der Gelehrte nicht immer, und umgekehrt. Der Deus Riſus läßt ſich nicht greifen, weil er auf keinen feſten Füßen ſteht.

Gleich iſt das Lächerliche dem Großen darin, daß es erſchüttert, ungeachtet beide auf das lezte Empfindungsprincip nur mittelbar wirken. Deßwegen nehmen auch beide die Form des Schönen an, gleich als wären es natürliche Sinnen- und Herzensgefühle.

* *

— Sinnenfreude webte die Natur in den Organenreiz, um unſer lebendiges

Selbſt feſter und inniger an den fremdartigen Stoff der Welt zu binden. Sinnenfreude in die Form des Schönen zu faſſen verſuchte die Kunſt, ſobald ſie ihre Abhängigkeit von der Natur in Erfahrung brachte. Früh verarbeitete ſie das Kraftgefühl, den Inbegriff des Wohlſeyns, das Total der Lebendigkeit. Im marmornen Rumpf eines Herkules ſah Michel Angelo dieß Gefühl in ſeiner Vollendung. Im Kampfe Achills mit dem Skamander erſcheint es in der üppigſten Blüte. Und was iſt denn ein großer Theil des Heldengefühls, des Grundſtoffs unſrer Epopöen, Andres? Was reizt uns Andres in den Schlachten vor Troja, wenn wir übrigens nicht wiſſen, ob wir den griechiſchen Abenteurern den Sieg wünſchen ſollen, oder den rüſtigen Vertheidigern der alten Veſte? Die Muſkel-

kraft in Fingals Arme mußte zureichen, den mächtigen Swaran zu Boden zu ſchlagen, wenn Fingal der Held im Geſange ſeines Sohnes werden ſollte. Arioſts Roland iſt, ſeine Mannkraft abgerechnet, ein unbedeutender und roher Geſell. Unter den Köpfen, die er mit ſeiner Durindane abmäht, mögen die meiſten leicht ſoviel werth geweſen ſeyn, als ſein eigner Kopf. Und doch haben wir in der Kunſt nichts dagegen, wenn die Köpfe der Schwachen rechts und links fallen; denn der da zuſchlägt, iſt der Unüberwindliche, der Paladin Roland.

Sinnenſchmerz in der Form der Kunſt mitzuempfinden, ſchien, wie bekannt iſt, dem Volke, an welches unſre dürftige Aeſthetik noch immer zu appelliren genöthigt wird, keine Herabwürdigung des Kunſtgefühls. Aber ſchwerlich wird unſer

Kunſtgefühl jemals zur griechiſchen Natur-
einfalt umkehren. Es mag alſo dabei
bleiben, daß wir den Todeskampf Lao-
koons und das lange Ach Philoktets als
Reſte des vielſeitigern Griechenſinns um
ſo mehr bewundern, je weniger Glück ſich
die Nachahmung von dieſer Seite ver-
ſprechen darf.

Denjenigen Sinn, in deſſen Gebiete
eine beſtimmte Kunſt ihre Macht verſucht,
beſonders zu erfreuen, iſt unerlaßliche
Pflicht des Künſtlers. Wenn Wohllaut
und Sylbentakt gleich nicht das Weſen
der Redekunſt ausmachten, ſo ſind ſie ihr
doch weſentlich, d. h. zu ihrem Weſen ge-
hörig. Mißtöne, die freilich nur das Ohr
verwunden, können den Geiſt feindſelig
aufſtören aus dem innigſten Phantaſien-
genuß. Liebliches Melodienſpiel ſchläfert
ſelbſt die Urtheilskraft auf ihrem Richter-

ſtuhl ein und betrügt den aufhorchenden Geiſt um ſeine gerechten Anſprüche auf höhere Schönheit.

Aber köſtlicher, als alles Sinnengefühl ſind für die Kunſt die unendlich mannichfaltigen und allein unerſchöpflichen Gefühle oder Rührungen des Herzens.

Was man auch unter dem Schulnamen der *Sinnlichkeit* verſtehen mag; Zuneigung und Abneigung; Liebe und Haß; Selbſtheit und Sympathie, und unter was für Titel man ſonſt noch die unzählbaren Wirkungen der anziehenden und abſtoßenden Kraft der Seele zuſammenzutragen pflegt, alle dieſe Gefühle gehen vom Gemüth, vom Herzen, nicht von den Sinnen aus. Sie ſind, wo Natur und Uebung ihre Harmonie vollenden, die Baſis der geläuterten Menſchlichkeit.

Ohne ſie würden Dichter, Bildner, Mahler und Muſiker nur einen kleinen Vorrang vor den Köchen behaupten.

Wer vermag hier im allgemeinen Ueberblick, für die Kunſt mehr, als einige der Stufen zu bezeichnen, von der leiſen Innigkeit bis zum Wogenſchlag der Leidenſchaft, von der einfachen Empfindungsmodulation bis zum Total der ganzen Seelenrichtung, das wir mit dem trefflichen Worte Charakter andeuten?

Der gröſste unter den Mahlern wählte den Stoff der verſchönerten Ruhe und vermied jede dem Ungeſtüm auch nur von fern ähnliche Wallung. Warum verunglückt der Poeſie faſt immer der Ausdruck ruhiger Seelenzuſtände? Unzählige Lieder ſind ſchon angeſtimmt worden zu Ehren der lieben Zufriedenheit. Warum iſt unter ihnen, der Regel nach, eins immer

noch betrübter als das andere? — Die Poeſie verſchmäht das Bleibende und Beharrliche, weil ſie es nicht der Imagination ſo vorhalten kann, wie der Mahler dem Auge ein Gemälde vorhält. Gegen dieſe Grundregel des Unterſchiedes zwiſchen redender und bildender Kunſt hat, ſeitdem ſie von Leſſing aufgeſtellt worden iſt, noch kein Tadler etwas mit Grunde erinnert. Zufriedenheitsliedchen verunglücken; aber Leben dringt in die Vorſtellung, ſobald ein wackerer Sänger im Siegeston verkündigt, daß ihm ſein Herz ein Königreich iſt. Oder ſoll ja ein poetiſches Bild der bleibenden Gleichmuth gelingen, ſo muß die Ruhe nur das Ende der Unruhe ſeyn. Dann wirft die Spiegelhelle einer Alfonſo's-Seele, die in ihren früheren Tagen von manchem Sturme verdunkelt war, einen

Abendſtrahl der Lebenskraft und inneren Freiheit.

Stiller, ſouveräner Stolz iſt ein annehmlicher Stoff für die Mahlerei und Bildnerkunſt; denn er leuchtet im Auge, befeſtigt den Anſtand, und giebt allen Muſkeln diejenige Spannung, die keinem erlaubt, die Harmonie des Eindrucks zu ſtören, und doch jeden hervordrängt zur Ründung. Für die Poeſie, die überall Bewegung verlangt, kann ein Bild dieſer Art nur als Gegenſtück zu einem Bilde des Ungeſtüms gelten.

Dafür aber gehört der Poeſie der Ausdruck des philoſophiſchen Stolzes, der unter dem Namen Stoicismus es wagt, die gewöhnliche Beſchränkung der Menſchlichkeit zu überfliegen. Seine Kraft, die ohnehin mehr poetiſche als proſaiſche Wahrheit hat, trifft, vom Hora-

ziſchen Geiſte gefaßt, ſicher auf das Ziel, welches ſie in der ſchulgerechten Sentenzenweisheit eines Seneca faſt immer verfehlt.

Auch Ehre und Schande, die Sachwalterinnen des menſchlichen Werths und Unwerths, können nur in der Redekunſt lebendige Form annehmen, und eben ſo alle übrigen Empfindungen, die man erſonnene nennen könnte, weil ſie nur durch Reflexion möglich ſind. Von dieſen hängt aber weit mehr, als vom Organenreiz und urſprünglichem Herzensbedürfniß, die unendliche Mannichfaltigkeit menſchlicher Zuſtände ab; und dieſe Mannichfaltigkeit wächſ't mit der Ausbildung des natürlich-einfältigen zum bürgerlich-künſtlichen Menſchen. Da nun ſelbſt die unter der Autorität der Vernunft nach und nach wiederkehrende Natur nichts andres als

das Non - plus - ultra der Kunſt iſt, und ſich vorausſehen läßt, daß, wenn das bürgerliche Weſen einmal den Foderungen der Vernunft Genüge thun ſollte, die künſtliche, aber nicht erkünſtelte, Eigenheit jedes Einzelnen immer merklicher werden wird, ſo kann man wohl behaupten, daß die Poeſie allein unter allen Künſten vermag mit dem Zeitalter fortzugehen. Der Bildner und Mahler halte ſich an den Stoff der Vorzeit, wo man den Menſchen noch anſehen konnte, was ſie eigentlich und beſonders waren. Schon die meiſten Helden des achtzehnten Jahrhunderts ſehen in Marmor und auf Leinwand mehr Actenkrämern als Völkerbändigern gleich.

Und was vollends die concreten Abſtracte, die gemahlten und gemeiſſelten Tugenden und Laſter betrifft, ſo hat, den

Wiz ihrer Vertheidiger ungeſchmählt, der unverfälſchte Wahrheits- und Schönheitsſinn längſt den Stab über ſie gebrochen.

In die Klaſſe der concreten Abſtracte gehört nicht, wenn gleich Begriff und Wort dahin deuten, die Unſchuld. Von dieſer Grundempfindung des Menſchenadels, die Blick, Ton, Miene und Gebehrde allverſtändlich und ausſchließlich für ſich hat, ging die Phantaſie der chriſtlichen Künſtler aus, als ſie Weſen erfand, die, gleichſam in einer irdiſch-himmliſchen Sphäre, zuweilen ſichtbar in Menſchengeſtalt, aber von jeder Leidenſchaft und menſchlichen Unlauterkeit fern, ihre Anvertrauten als Hüther umſchweben. Offenbar lag dem Aeußern dieſer vergeiſtigten Menſchlichkeit die griechiſche Genienbildung zum Grunde. Schade nur,

daß

daß nicht, wie in der griechiſchen Mytho⸗logie die Genien, ſo auch dieſe chriſtlichen Dämonen mit religiöſer Gewiſſenhaftigkeit beſtimmten allgemeinen Umriſſen gemäß ge⸗bildet werden mußten. Wo iſt der Ueber⸗gang von einem ſogenannten Poſaunen⸗engelchen, einem plumpen, pausbackigen Buben mit dicken hölzernen Sperlingsflü⸗geln zur Raphaeliſchen Engelsgeſtalt? —

Aber die heilloſen Caricaturen, die den Engeln das Widerſpiel halten, die mon⸗ſtröſen Urbilder der vollendeten Nichts⸗würdigkeit, die Teufel und Satanaſſe, dieſe hätten ein Eigenthum der dumpfe⸗ſten Schlupfwinkel des Wahns bleiben ſollen, der ſie erfand. Die edlere Kunſt mag mit ihnen anfangen, was ſie will; ſie verunglücken in jedem ernſthaften Bilde. Erhebt ihr den Teufel auf Milto⸗niſch zur hölliſchen Majeſtät, ſo geht euch

ſein Schickſal zu Herzen, und er iſt nicht mehr der Teufel. Formt und mahlt ihr ihn leibhaft als einen Adramelech, ſo muß ſelbſt das Auge der Phantaſie ſich abwenden vor Ekel. Noch hat ſich ſeit Hans Sachſens Zeit kein Trauerſpieldichter ſo weit vom rechten Wege verirrt, den ſchwarzen Hexengalan auf die Bühne zu führen, damit er da nach Anweiſung des Ariſtoteles Schrecken und Beſorgniß einflößte. Der Glaube macht dabei nichts aus. Shakeſpears Geiſter haben, wenn nicht der Schauſpieler ihre Natur verpfuſchte, auf Gläubige und Ungläubige noch nie ihre ernſthafte Wirkung verfehlt. Sogar mit den Hexen hat man Nachſicht; denn da iſt doch wenigſtens ein Umriß von Menſchlichkeit. Aber bringt den Teufel in Perſon in's Spiel; und das Parterre wird ſchallen. —

Warum fühlten unſre Mahler und epiſchen Dichter nicht ſo richtig? —

Bei teufliſchen Menſchen, Weſen nach Gottes Ebenbilde, an denen kein gutes Haar iſt, kömmt auch kein beſondrer Gewinn für die Kunſt heraus. Auf dem griechiſchen Theater wußte man nichts von ſolchen Leuten, die mit der Natur ſo wenig, als menſchliche Gottheiten verträglich ſind. Doch mögen ſie ihre künſtlichen Rollen fortſpielen, wenn ſie ſich wie König Richard III. zu ihrer Teufelei gehörig legitimiren. Das ſcheint nicht der Fall bei Jago, dem Peiniger Desdemona's zu ſeyn.

* * *

Eine beſondre Wirkung der irrenden Vernunft in Verknüpfung mit Zorn und Ungeſtüm iſt das Fluchen. Die bildende Kunſt verliert nicht wenig dadurch, daß ſie nicht fluchen kann. Wer zweifelt, muß den

Prometheus des Aeſchylus, und den König Lear Shakeſpears gar nicht, oder, was denn freilich ſchlimmer iſt, nur halb kennen.

* * *

Nur bilde ſich die Redekunſt nicht zuviel ein auf die ausſchließliche Gabe, philoſophiſch oder moraliſtiſch zu eifern und zu verdammen. Das Sittenrichteramt kömmt den Muſen nicht zu. Ihrem Weſen iſt es gemäß, nicht anders zu lehren als ſo, daß man nicht weiß, wie man belehrt wird. Unter allen Mienen, die ein Dichter annehmen kann, ſteht ihm keine ſo widernatürlich, als die Docentenmiene. Juvenaliſche Invectiven gehören in ein Zeitalter, wo das zarte Gefühl für den ächten Muſenreiz unter dem Wohlgefallen an Antitheſenſchimmer und prunkenden Sentenzen erliegt. Miſcht ſich aber gar zu dem Straf-Eifer

noch ſchwarze Melancholie und kirchenväteriſche Bekehrungsſucht, und bildet ſich ſo das Ganze zu einer jammernden und donnernden Predigt in Verſen, ſo hat wahrlich keine von allen neun Muſen Hand an's Werk gelegt, und wenn deſſen Verfaſſer auch Young heißen ſollte. Es giebt eine philoſophiſche Melancholie von gar andrer Art, gegründet auf ein tiefes Gefühl der Hinfälligkeit und Vergänglichkeit alles Guten und Schönen. Die möchte eher taugen zu dichteriſchen Nachtgedanken.

Soll ja zur Lehre und Beſſerung der armen Sterblichen in Verſen philoſophiſch gezürnt ſeyn, ſo mache der Zorn Partei mit dem Spotte und der leichten, neckenden, Roſen und Dornen mit Einem Wurf ausſtreuenden Ironie. Dieſer Horaziſche und Lucianiſche Spott ſollte denn auch ein bleibendes Erbtheil des modernen (nicht

des griechiſchen) Epigramms ſeyn und ihm ſeine beſtrittene Stelle unter den Dichtungsarten ſichern. Denn wo ein beſtimmtes Gefühl, es ſei von welcher Art es wolle, ohne Mißbilligung des richtenden Geiſtes eine ſchöne Form der Redekunſt angenommen hat, da iſt Poeſie.

* * *

Auch die Rache gehört in der Eigenthümlichkeit ihres Weſens der Poeſie allein zu, unter allen Künſten. Eine Medea läßt ſich nicht meißeln und nicht mahlen. Denn gebt ihr immerhin den Dolch in die gezückte Hand, laßt ihr Auge das Feuer der Hölle ſprühen und alle ihre Geſichtsmuſkeln toben! Laßt ihre Kinder um ſie her liegen, eins ſchon ermordet, ein andres vielleicht ihre Knie umklammernd und ſichtbar aufſchreiend um Erbarmen! Das Alles macht die unbarm-

herzige Mörderinn noch nicht zur Medea. Denn warum thut ſie, was ſie thut? Die ganze äußere Handlung würde dieſelbe ſeyn, wenn das Weib, wer weiß durch welche Veranlaſſung, wahnſinnig geworden wäre.

Noch unerreichbarer für den Bildner iſt der Ausdruck der Eiferſucht. Dieſe zeigt von Außen gar nichts, als den Charakter feindſeliger Unruhe und Aengſtlichkeit. Und wie manche Bewegung des Gemüths hat dieſen Charakter! Ein Tyrann, ein Dionys, der überall, wo zwei Menſchen heimlich zuſammen reden, eine Verſchwörung argwöhnt, wie wird er ſich im ſichtbaren Gemälde unterſcheiden laſſen von einem Eiferſuchtsmärtyrer, einem Othello? — Auf den Grundunterſchied der Gemüther kommt hier wenig oder nichts an, ſobald die Rede iſt von Aeußerung. Das Kleinliche und Erniedrigende der Eiferſucht

drückt auch dem edelſten Geſicht entſtellende Züge ein.

Fröhlichkeit ſteht als Kunſtſtoff dem Bildner allerdings zu Gebote. Friſches, geſundes Wohlſeyn, ohne welches ein lebendiger Losbruch der Freude nicht gelingt, hat ſeine eigne Geſichtsfülle, ſein eignes Augenſpiel, ſeine eigne Miene. Deßwegen vermag keine Philoſophie mit allen Schönheitspredigten den Werth eines rohen Bauerngelags im niederländiſchen Styl zu vernichten. Wir vergeſſen beim Mitgenuß des tüchtigen Naturlebens ſogar die Uebertretung der Grundregel aller bildenden Kunſt. Wir ſehen recht gern den luſtigen Gaſt mit ſeiner Schöne hüpfen, ohne zu bedenken, daß man in Gemälden gar nicht hüpfen kann, und von rechtswegen es nicht einmal ver-

ſuchen ſollte. Aber der Stein des Anſtoßes iſt die Vermeidung der falſchen Fröhlichkeit, das heißt, der unnatürlichen Erhitzung, die der unbefangenen Sympathie widerſteht, gleichviel, ob man einen betrunkenen Hausknecht vor ſich ſieht oder eine unverſchämte Bacchantinn.

Etwas ganz Eignes bei dem Kunſtausdruck der Traurigkeit iſt, daß darin alle Künſte mit einander wetteifern können, gleich als wäre die Natur in den Formen des Leidens unerſchöpflich, oder, wenn man lieber will, als wäre die Kunſt zunächſt beſtimmt, jeden Schmerz durch die Zugabe des Schönen zu lindern und umzuwandeln in ein Abbild der Freude. Kein Kunſtausdruck — das verdient wohl erwogen zu werden — ſagt hier, was der andere ſagt. Die Wirkung eines fröhlichen Rondo's, eines

Trinkliedes und eines gemahlten Luſtgelags iſt ſo ziemlich dieſelbe. Aber die Traurigkeit einer verlaßnen Ariadne iſt etwas Andres für den Mahler, etwas Andres für den Muſiker, etwas Andres für den Dichter. Den erſten zwingt ſeine Kunſt, in die Mienen der Verlaſſenen die Geſichtsſprache der ſtummen Verzweiflung zu übertragen, weil er doch den innern Kampf zwiſchen Reue, Liebe und Todesangſt nicht mahlen kann. Dieſen Kampf faßt der Dichter und Muſiker als das Weſentliche auf, aber jeder von beiden in anderm Verhältniß. Der Dichter kann aus dieſem Kampfe die ſtumme Verzweiflung, die der Mahler aushob, ſchrittweiſe entwickeln. Das thut ihm der Muſiker nicht nach. Dieſer muß ſeine Unglückliche in's Meer ſtürzen, ſobald der Ungeſtüm ihrer Schmer-

zen in Zuckung übergeht und die äußerſte Höhe des *lauten* Ausdrucks erreicht hat.

Freundſchaft, läßt die ſich ſichtlich bilden und mahlen? Die Sprache der Herzlichkeit und des Vertrauens kann das Geſicht allerdings höchſt vernehmlich mitreden; aber Grund und Grad dieſer Sprache, das verborgene Weſen der Verbrüderung, dasjenige, was eigentlich und zunächſt die feſte und ausſchließliche Anhänglichkeit bedingt, dieß ſagt kein Handſchlag, kein herzlicher Blick, keine freie, redliche Miene. Ein Dämon und Pythias im Gemälde ſind nichts weiter, als zwei Leute, denen man es anſieht, daß ſie etwas ſehr Gutes zuſammen verabreden oder verabredet haben. Ob ſie ſich übrigens ſeit heute oder ſeit vorgeſtern kennen, oder ob einer den andern ausgeprobt hat, ob wohl

einer für den andern Märtyrer des Bundes zu werden ſtark und bereitwillig genug iſt — davon weiß Pinſel und Meißel nichts.

Vollends unerſchwinglich für den Bildner iſt der Ausdruck des großen Verbrüderungsgefühls in ſeinen erweiterten Kreiſen. Wer mahlt und meißelt Patriotiſmus?

Ehrfurcht, Sehnſucht, Vertrauen und Ergebung, in religiöſen Gemüthern vereinigt, beſtimmen die Sprache der Andacht. Soll es bewieſen werden, was dieſe dem Bildner ſeyn kann, da die größten Mahler der chriſtlichen Welt in ihren Heiligen und Madonnen die einzig mögliche Entſchädigung für den Verluſt der griechiſchen Mythen ſuchten? — Vielmehr möchte ſich mit gutem Grunde vorausſagen laſſen, daß, wenn chriſtlicher Glaube übergehen ſollte in allgemeinen Unglauben, und das Mitge-

fühl chriſtlicher Religioſität in Geſängen und Epopöen von dieſem Unglauben allgemein verworfen würde, dennoch jene Heiligen- und Madonnenbilder immerfort bleiben werden in ihrem Werthe, was ſie izt ſind und ſeit ihrer Schöpfung waren. Und warum dieß? Weil Andacht überhaupt nichts mehr iſt, als eine heilige Erhebung des reinſten Menſchengefühls, und die ſichtbar darſtellende Kunſt hier nichts weiter auszudrücken vermag, als Andacht überhaupt. Ob der Betende zu Tien, Brama, Jupiter oder Jehovah betet, davon ſagt die bildende Kunſt nichts. Es giebt nur Eine Religion in allen Andachtsgemälden. Oder ſoll das Coſtume einen Unterſchied machen? Treuherzige Frage!

* * *

So kann denn die Bildnerkunſt nur andeutend und ſinnbildlich, die Poeſie aber

allein vollkommen deutlich und vernehmlich reden? Nichts weniger komme uns in den Sinn, als ſolch' eine froſtige Grille. Nur die Muſik kann ſich des Vorwurfs nicht erwehren, daß ihr Ausdrucksmittel ſo ſchwankend und unſicher iſt, als ihre Wirkung, wenn ſie auf's Ziel trifft, gewaltig. Aber Poeſie und Mahlerei oder Bildnerkunſt haben, den Unterſchied zwiſchen dem Ausdrucke des Vorübergehenden und des Bleibenden ungerechnet, jede ihren beſondren Kreis der Beſtimmtheit. Das Eigne und Innige, die Seele des Schönen, lebt im ſichtbaren Bilde, wenn es hervorquillt aus einfacher Natur. Wo aber Reflexion und Sitte die Bedingung des Eignen und Innigen ſind, da findet kein Künſtler feſten Grund und Boden, als allein der Dichter.

Der Schwur der Liebe.

Eine Novelle.

Der Schwur der Liebe.

Eine Novelle.

Zwiſchen zwei Menſchen von durchaus widerſprechender Sinnes- und Seelenart iſt nicht ſeltener Verſtändigung möglich, als zwiſchen einem und demſelben Menſchen im klaren Gefühl der Beſonnenheit und im Seelentumult ſtreitender Wünſche. Und doch iſt da, wo Wünſche mit Wünſchen ſtreiten, der innere Friede nicht ſo fern, als wo ein einziger Wunſch mit ſouveräner Macht alle tauſendfachen Regungen des Verlangens verſchlingt. So lange die ſtrebende Kraft des Herzens

zertheilt iſt, findet die Vernunft früher oder ſpäter ihre Rechnung bei einem Spiele, deſſen Meiſterinn ſie freilich nicht war. Warum ſcheint ſo mancher geprieſene Selbſtbeherrſcher das zu ſeyn, was er wahrhaftig nicht iſt? Aus dem Mittelpunkt ſeiner immer rührigen Eitelkeit laufen die Radien des Bedürfniſſes nach allen Seiten. Was man praktiſche Weisheit eines Menſchen nennt, iſt nur gar zu oft nichts mehr als vollendete Vielſeitigkeit des Egoiſmus. Mancher moraliſirende Selbſttäuſcher mag es auch wohl im guten blinden Ernſt dahin mit ſich bringen, daß er das zufällige Gleichgewicht ſeines Gemüths ſeinem über Alles triumphirenden Ich als ein nahmhaftes Verdienſt anrechnet. Und das möchte ſolchen Sittenrichtern — denn im Punkt der Sittenrichterei geht dieſe Menſchenart allen an-

dern vor — immerhin gegönnt ſeyn, wenn ſie ſich nur entſchließen könnten, vor dem Beurtheilen dieſer oder jener Uebelthat, die ſie nicht begehen konnten, einen Blick zu werfen auf den, der ſie beging. Denn um die reine Währung einer einzigen That eines Menſchen zu finden, muß man oft den Gehalt des ganzen Lebens dieſes Menſchen nachwägen. Unerlaßliche Bedingung des Urtheils iſt dieſe Zumuthung, vollends da, wo man weiß, daß Ein Grundgedanke dem ganzen Gemüthe ſeinen Ton gab. Wenn nach Einer Richtung hin alle Neigungen ſich ſammeln, und nur im Bezug auf Einen lezten Wunſch Alles, was Herz und Sinne rühren kann, Leben und Werth gewinnt; dann zeige ſich die Vernunft, ob ſie etwas vermag. Dann allein iſt die in der Sprache des Syſtems ſogenannte Leidenſchaft und mit ihr die

Bedingung des rühmlichen Sieges da. Denn daß Gefühl und Leidenſchaft weſentlich eins, und nur dem Grade nach verſchieden ſei, iſt, mit Erlaubniß aller Moralphiloſophen, nicht wahr. Das Gefühl, wenn es nichts mehr als Gefühl iſt, genießt oder leidet; aber die Leidenſchaft leidet nicht; ſie ſtrebt, wirkt, arbeitet, zwingt den Verſtand deſpotiſch in ihren Dienſt und legt es auf nichts Geringeres an, als daß die Vernunft, die ohne den Verſtand ſo wenig wie ein Regent ohne ſeine Diener vermag, gleichſam verlaſſen daſtehe. Iſt ihr dieß Rebellionskunſtſtück gelungen, dann hängt ſie herzhaft jeder Neigung den Mantel des Rechts um, und beweiſet die Philoſophie des Wahnſinns aus dem Geſezbuche der Noth und der ewigen Ordnung. In dieſer Tiefe weiß der arme Sterbliche nun im eigentlichen

Sinne nicht, was er thut; und dahin führten Naturanlage und Schickſal den jungen Montenach, aus deſſen Geſchichte Jeder etwas lernen kann, der nicht ſchon zuviel gelernt hat. Vernehmt ihr Alle, die ihr den Gang der Herzen erprüfen wollt, wie ein redlicher junger Mann und ein unbefangenes, liebreiches Mädchen dazu kamen, einander zur Strafe möglicher Untreue den Tod zu ſchwören, und wohin dieſer ſinnloſe Schwur die beiden Verirrten führte.

Durch lebendiges Menſchengefühl, feine Achtſamkeit auf Sitte und Ehre, und durch richtigen, ſichern Verſtand war der junge Montenach merkwürdig vor allen ſeines Gleichen, in deren Geſellſchaft man ihn zuweilen finden konnte. Zuweilen nur; denn ungeachtet ihn jedermann für einen guten Geſellſchafter erklärte und ihm ſelbſt

dieſer Ruhm nichts weniger als unbedeutend ſchien, ſo wollte doch ein Gefühl, deſſen er ſich nun einmal nicht entſchlagen konnte, in gar wenig Geſellſchaften paſſen. Sein Herz führte einen langen Prozeß mit dem Schickſale.

Montenach war Cornett in *** ſchen Dienſten und mit ſeiner Compagnie auf das Land verlegt. Wo hätte er beſſere Zeit haben können, wenn er ja einmal mit der Nothwendigkeit rechten wollte, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in ſtillen und einſamen Dämmerungsſtunden zu ſeiner Befriedigung gegen einander zu ſtellen? Auch ließ er es an finſtern Speculationen nicht fehlen.

Aber was war es denn, was ihn auf dem Herzen drückte? Um hierauf zu antworten, müſſen wir einen kleinen Abriß

der Geſchichte ſeines Knabenalters in unſer Gemälde ziehen.

Nicht gleichgültig darf es uns dießmal seyn, zu wiſſen, daß Montenach von Adel war. Wäre er nur auch von reichem Adel geweſen! Aber als jüngſter Sohn einer Familie, die mehr Namen auf ihren Stammbäumen, als Goldſtücke jährlicher Einnahme zählte, mußte er ſeine Subſiſtenz als ein Gnadengeſchenk annehmen von einem Onkel, der kinderlos war, und bald darauf von ſeinem Landesherrn. In ſeinem eilften Jahre ſchon wurde er Page. Bald darauf verlor er ſeine Eltern.

Unter der Erbſchaft von nützlichen Lehren, die Montenachs Vater an Geldes und Gutes ſtatt ſeinem Sohne hinterließ, war unter andern die hiſtoriſche Notiz, daß ein armer Edelmann urſprünglich dem reichſten

Fürſten am Range gleich ſei. Dem reich- ſten Fürſten gleich, und doch deſſen Page? Das war dem jungen Vernünftler ein unauflöslicher Knoten. Das angeborne Gleichheitsbedürfniß, das ſich in allen Gemüthern vorfindet, aber in den meiſten noch vor ſeiner Entwickelung verfälſcht wird, verführt auch den Beſten, öfter aufwärts zu meſſen, als niederwärts. Und manche Saite der Seele, die ſonſt vielleicht nie einen Ton von ſich gegeben hätte, klingt laut, weil ſie von einer andern Saite geſtreift wird. Montenach, auf die leiſeſte Stimme der Ehre aufmerkſam, aber darum nichts weniger als ehrgeizig, würde ſo wenig an ſeinen Adel gedacht haben, als an die fürſtliche Landeshoheit, wäre er nicht unter allen ſeinen Mitpagen der ärmſte geweſen. Er ſuchte keine Vergleichung; aber er fühlte jede, die er nicht umhin konnte

zu finden. Warum denn ich, gerade ich und kein andrer, der ärmſte? fragte er ſich, wenn er gern oder ungern abſtehen mußte von der Theilnahme an kleinen Luſtpartien. — Mit klopfender Sehnſucht zählte der arme Knabe alle Tage bis auf den goldnen Tag, wo er endlich das große Papier, das ihn zum ſelbſtſtändigen Manne erhub, das Offizierspatent, an ſeine Bruſt drückte.

Der junge Montenach hatte ſchon das neunzehnte Jahr erreicht, als er die erwünſchte Ehren- und Selbſtſtändigkeits-Stufe erreichte. Eine Laſt war ihm nun vom Herzen gefallen; aber ſeine Gefühlsart hatte ſich ſchon entwickelt zu ſcharfgeſpannter Empfindlichkeit. Fehlte es ihm etwa an richtigem Naturtact, um den Conventionsfuß der Meinung gehörig zu würdigen? Nicht dieß. Für die Entwicke-

lung ſeiner Empfindlichkeit war es völlig einerlei, von welcher Art die Kränkung ſeyn mochte, die zuerſt auf ihn drückte. Armuth und Abhängigkeit ſchmerzten ihn nur, inſofern ihn überhaupt ein Zuſtand, der ſeinen Wünſchen widerſprach, ſchmerzen konnte. Das Ehrgefühl war zufälligerweiſe das Vehikel ſeines Mißvergnügens. Jede andre lebendige Empfindung hätte für ihn daſſelbe ſeyn können. Und überhaupt dachte er nicht ſowohl an ſich und ſeine Vorzüglichkeit, als an ſeinen Standpunkt, von welchem ihm ein Glück nach ſeinem Sinn ſo weit weg zu liegen ſchien. Und was war dieß für ein Glück? Das wußte er ſelbſt damals nur in dunkler Ahndung. Aber es war ein tiefarbeitendes Bedürfniß, den ganzen Gewinn ſeines Lebens mit einem Weſen, das er lieben konnte, zu theilen.

In der Nachbarſchaft des Fleckens, wo Montenach mit ſeiner Compagnie einquärtiert war, lagen mehrere adlige Güter. Sein guter Ruf und die Adreſſen ſeines Onkels verſchafften ihm da den Zutritt. Sein freier Sinn und ſeine gefällige Sitte ſicherten ihm jede erworbene gute Bekanntſchaft. Jezt wich er auch nicht mehr ſo ſchüchtern als ſonſt vor den Blicken der Kennerinnen zurück. Es fehlte in den Zirkeln, wo er bald für ein ordentliches Mitglied galt, nicht an Töchtern des Hauſes und nicht an ſchönen Beſuchen. Ohne es darauf anzulegen, geheime Freuden zu haſſen, fand er ſich oft in einem lieblichen Tete - a - Tete. Mancher Händedruck wurde ihm dafür zu Theil, daß ſeine Augen weit mehr ſagten, als ſeine Zunge. Ohne alle Mühe hätte er ſich können mehr als Einer Liebſchaft erfreuen, wäre

nur nicht ſein eigenſinniges Herz darauf beſtanden, keine Liebſchaft anzunehmen ohne Liebe.

Zu den Märtyrern einer ſchwärmenden Phantaſie, die den Vorrath ihrer zärtern Gefühle, aus dem ſie ſich tauſend Freuden der Wirklichkeit hätten bereiten können, an erträumten Idolen verſchwenden und, wenn ſie es beſſer haben könnten, ſich bitter beſchweren, daß die Welt — keine Bilderwelt iſt; zu dieſen gehörte Montenach nicht. Seine Gefühlsart war ſchöne Proſe, aber nicht Poeſie. Er verlangte von dem Weibe, das ihm genügen ſollte, keinen Reiz, keine Trefflichkeit, die er nicht hoffen durfte zu finden. Aber ſtatt alles Reizes und aller beſondern Trefflichkeiten foderte er ein beſondres Talent für Liebe. So wie in ſeinem Herzen ſich alle Bedürfniſſe in Ein Bedürfniß concentrir-

ten, ſo wollte er auch, daß das Weib ſei- nes Herzens fähig ſeyn ſollte, ſich mit einer Kraft und Wahrhaftigkeit an ihn zu ſchließen, gegen welche Alles, was er ge- wöhnlich Liebe nennen hörte, zur Nullität werden ſollte wie eine flüchtige Maſke- raden-Intrigue gegen ein ewiges Bünd- niß. War das ein ſichrerer Weg, Lebens- freude zu finden, als wenn er ein Phantom vergöttert hätte? —

Drei Jahre ſuchte der junge Monte- nach umſonſt in ſeinen fröhlichen Zirkeln dasjenige, was ihm, ſeiner Gefühlsart nach, unentbehrlich war. Sein ſelbſt- williger Charakter formte ſich durch das fortwährende geheime Spiel ſeiner Wün- ſche immer feſter und feſter. Statt ſich hineinzugewöhnen in den Ton der Welt, die ihn umgab, wurde er nur widerſpän- ſtiger gegen jeden Eindrück, der ihm kein

Genüge leiſtete. Er gefiel ſich in ſeinen Geſellſchaften nicht mehr, ſtreifte lieber auf der Jagd umher, oder hüthete allein ſein Zimmer. So wurde er reif für dasjenige, was ihm widerfahren ſollte.

Wenige Schritte von der Wohnung Montenachs lag das Haus des Pfarrers im Orte. Montenach kannte dieſen Mann und hatte ihn aus nachbarlicher Höflichkeit dann und wann beſucht, ungeachtet er wenig an ihm zu betrachten fand; denn der Herr Paſtor, ſchon ein bejahrter Mann, war ſteif wie ſein Kragen, und kalt wie ſeine Dogmatik, und wenn ihm die Zeitlichkeit überhaupt wenig zu Herzen ging, ſo ſchien ihm doch das Zinskorn und der Beichtpfennig ſeiner Pfarrkinder in der Zeitlichkeit nicht das Schlechteſte zu ſeyn. Mit einer treufleißigen, an ſeiner Seite verdorrten Ehefrau lebte er in Frie-

den und allein. Viele Einwohner des Orts wußten nicht einmal, daß dieß geiſtliche Paar ſich einer holden Tochter erfreute, die ihr einziges Kind war; denn dieſe Tochter, jezt ein erwachſenes Mädchen, wurde von ihrem ſechsten Jahre an bei ihrem Onkel, des Paſtors Bruder, einem begüterten Kaufmanne, der im kinderloſen Eheſtande nicht fröhlich war, zu H*** erzogen, und hatte nur in Geſellſchaft ihrer Pflege-Eltern einigemal ihre wirklichen Eltern beſucht.

Der Tod änderte dieſe Lage der häuslichen Dinge. Der begüterte Kaufmann ſtarb und hinterließ ſeiner Pfleglinginn die Hälfte ſeines Vermögens. Unverzüglich reiſete der alte Paſtor nach H***, die Erbſchaft zu ſichern, und brachte, als er zurucktam, ſeine Pauline mit, die nicht ſobald öffentlich erſchienen war, als der

eilfertige Ruf ſie mit dem Titel der Schönſten der Gegend beehrte.

Was der Ruf verkündigte, beſtätigte jeder Einzelne, dem es glückte, die Freude des Augenſcheins zu genießen. Denn Pauline war wahrlich ſchön. Sichtlich wallte der Gefühle leiſeſtes Spiel in den Zügen ihres Geſichts, das die Natur mit der Kunſt verabredet zu haben ſchien, um es nach den zärteſten Verhältniſſen zu formen. Jede Sprache, die dem Herzen des lieblichen Mädchens geläufig war, konnte ihr Auge mitreden. Jugendlicher Frohſinn und innige Theilnehmung beſtimmten den Ton ihres Gemüths. Aufhorchend auf jede Bewegung der Seele deſſen, mit dem ſie ſprach, hatte ſie denjenigen Weibesreiz, welcher dem Manne von wahrhaftigem Mannesſinn vor allen andern gilt, den

hohen Reiz der Empfänglichkeit. Montenach ſprach Paulinen eines Sonntagsmorgens in Geſellſchaft ihrer Mutter beim Ausgange aus der Kirche, und wurde, er, der ſonſt ſo eigenſinnige Montenach, auf einmal durch die Umwandlung ſeines Herzens überzeugt, er habe das Mädchen ſeiner Liebe gefunden. Er ſuchte öfteren Zutritt im Pfarrhauſe, und fand ihn, wenn gleich nicht ohne Mühe, da der alte Paſtor mit ſeiner Frau leicht herausbringen konnte, wem von nun an dergleichen Beſuche in ihrem Hauſe galten. Auch war es nur Montenachs ganz beſondrer guter Ruf, der ihm den Eingang bahnte. Jeder andere junge Herr von Adel mußte ſich's gefallen laſſen, höflichſt zurückgewieſen zu werden, und Montenach hatte das Glück für kein unbedeutendes zu achten, daß er ein paar Mahl die Woche in guter bürgerlicher Ge-

ſellſchaft unter Paulinens Augen mit dem Paſtor L'hombre ſpielte. Aber wenn dann der alte Paſtor in ſein Spiel und ſeinen Schlafrock vertieſt ſaß, und die Frau Paſtorinn mit dem großen Schlüſſel in der Hand in häuslichen Geſchäften das Zimmer auf einige Augenblicke verließ, dann ſagten Paulinens Blicke von dem Stuhle her, wo ſie abwärts ſitzend mit Stricken ihre Finger beſchäftigte, dem unachtſam ſpielenden Montenach deutlich genug, daß ſie wiſſe, er ſei da. Auch konnte die Frau Paſtorinn, wenn ſie nachher Paulinens Arbeit mit Recenſentenſcharfſinn muſterte, ſich nicht ſatt wundern darüber, daß man in einer ſo großen Stadt, wie H***, den jungen Frauenzimmern keinen beſſeren Unterricht im Stricken ertheile. Die gute Frau Paſtorinn! Sie hatte die Zeit vergeſſen, wo auch ihre Augen lieber mit

andern correſpondirten, als mit den ſogenannten Augen eines Fadenwerks.

Es iſt kein kleiner Gewinn für heimlich aufwachſende Liebe, wenn die Stunde der erſten Herzenseröfnung nicht zu früh kömmt. Eh Montenach den Wunſch, Paulinen nur ein einzigesmal unter vier Augen zu ſehen, vom Zufalle gewährt erhielt, verging lange Zeit. Dafür aber gelang es ihm auch, als die Kette der Hinderniſſe endlich einmal zerriß, das Herz ſeiner Geliebten davonzutragen wie im Fluge.

Hier verlohnt ſich's wohl der Mühe, eine Frage aufzuwerfen. War denn Pauline mit aller ihrer Unſchuld und Lieblichkeit wirkich das rechte Mädchen für Montenach? Die Antwort ſcheint ſich von ſelbſt zu ergeben. Denn unter ſo Vielen

ihres Alters und Geſchlechts, die auch nicht unlieblich waren und zum Theil vielleicht auch unſchuldig ſeyn mochten, war ſie die erſte und einzige, bei welcher Montenach den ganzen Vorrath ſeines Herzens unterzubringen ſich getraute. Aber beweiſet dieſe Thatſache wirklich eine innere Verwandſchaft beider Gemüther? Die Seelenkunde ſagt Nein. Denn wenn das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden über eine gewiſſe Höhe geſtiegen iſt, ſo gewinnt die Phantaſie das freie Feld, und wer ſonſt am ſubtilſten unterſchied, greift dann am erſten gerade zu. Paulinens heiterer Sinn und Montenachs unruhige Schwermuth diſſonirten mehr, als nöthig war, das Zuſammenſpiel ihrer Empfindungen vor einem ermüdenden Uniſono zu bewahren. Aber die Stunde des Schickſals hatte geſchlagen.

Das Geheimniß der beiden Einverſtand-
nen war faſt für ſie ſelbſt noch Geheimniß,
als die neugierige Welt des Orts ſchon
ausführlichere Kenntniß davon zu haben
behauptete. Auf keine Entdeckung konnte
das Gerücht fußen, ſo wahr es übrigens
iſt, daß der, wer vorſichtig zu lieben ver-
ſteht, ſicherlich nicht zum erſtenmale liebt.
Aber es ſchien den Sachverſtändigen gar
zu merkwürdig, daß der einzige Montenach
zur L'hombregeſellſchaft des alten Paſtors
gehörte, und außer ihm kein Offizier und
keiner von Adel. Namentlich fanden dieß
ſehr anſtößig ein Candidat der Theologie
und ein junger Amtmannsſohn aus der
Gegend, die ſelbſt mitſpielten, jener als
Freund vom Hauſe, und dieſer als öffent-
licher Bewerber um die Gunſt Paulinens.
Beiden verleidete ihr Spiel die conven-
tionsmäßige Auszeichnung, die dem Offi-

zier und dem Herrn Von widerfuhr. Sie gaben einander das Wort, den beſchwerlichen Gaſt wegzudrängen, und erwarteten nur eine bequeme Gelegenheit.

Zu dieſer erſten Verſchwörung gegen Montenachs aufdämmernde Freuden kam eine zweite von andrer und nicht minder gefährlicher Art. Sie ging aus von den Zirkeln, wo der Abtrünnige ſonſt als freundlich begrüßtes Mitglied glänzte, und jezt nicht einmal dann und wann zu erſcheinen der Mühe werth fand. Hier waren die Verſchwornen die Weiber. Alle gnädigen Frauen und Fräulein, die ſich zurückgeſezt glaubten, loderten in Erbitterung auf gegen die bürgerlichen Reize der Pfarrerstochter. Daß Montenach den Gedanken haben könne, dieſe muthmaßliche Geliebte ſeines Herzens als Gattinn einführen zu wollen in ſeine glorreiche Ver-

wandſchaft, dazu trauten ſie ihm allerdings zuviel ritterbürtigen Verſtand zu. Deſto giftiger aber trafen die Pfeile ihrer Zungen den guten Ruf Paulinens, und daß ſie trafen, mußte Montenach durch die dritte Hand abſichtlich erfahren.

Mit Entſezen vernahmen der alte Paſtor und ſeine Frau, was das Gerücht erzählte. Der junge Amtmannsſohn und der Candidat der Theologie benuzten, von Rathgebern und Rathgeberinnen unterſtüzt, die Wirkung des erſten Sturms. Der alte geiſtliche Mann glaubte ſich von Amts- und Pflichtswegen verbunden, die Ehre ſeines Hauſes auch mit Verlezung aller Attention gegen ſeinen Gaſtfreund zu retten. Er erbat ſich von dieſem in einem ſeltſam - unterthänigen und ausführlich-höflichen Sendſchreiben die Ehre, ihn nicht mehr zu beſuchen.

Es bedarf wohl keiner Meldung, wie dem reizbaren Montenach zu Muthe wurde auf den Brief des Paſtors. Er hatte eben, als er ihn erhielt und las, einen ſogenannten guten Freund bei ſich, einen gewiſſen Lieutenant Clerval. Weil es bald nöthig ſeyn wird, dieſes Menſchen weiter zu erwähnen, ſo mögen vorläufig einige Züge ſeines Bildes hier ſtehen.

Es giebt ein Geſchlecht moraliſcher Mißgeſchöpfe, von denen man nicht ſagen kann, ob ſie der Gutmüthigkeit oder der Nichtswürdigkeit am nächſten verwandt ſind; Geſchöpfe, die durch den Umriß der Menſchlichkeit täuſchen; die nicht ohne Verſtand ſind und ſelten ohne Bildung; die ihre Hände in Alles miſchen, Alles zum Beſten kehren wollen, zur guten Stunde manches Gute, und zur böſen mehr Böſes

thun, als der kaltblütigſte Taugenichts, aber nicht aus böſem Willen, ſondern einzig und allein aus Schlaffheit des Herzens und ſanftmüthiger Albernheit. Von dieſem krüppelhaften Weſen war Clerval eines. Und mit *dem* konnte Montenach Umgang pflegen? Zu ſeinem Verderben konnte er es. Und wer von uns wäre nicht in gleicher Lage in gleiches Verderben gefallen? Denn wenn glückliche Liebe ſich ſelbſt genug iſt, ſo drückt unglückliche — mag das Unglück kommen von welcher Seite es will — auf Ein Herz zu ſchwer, und kann auch den Klügſten verführen, ſein Geheimniß, wenn er es nicht irgendwo ſicher unterbringen kann, dem guten Glück Preis zu geben. Dießmal traf ſich's überdieß noch, daß Clervals zweideutige Natur tief verſteckt lag und Montenach nicht der Mühe werth achtete, ſie zu ergründen. Auch war eine

dienſtfertigere Creatur, als dieſer Clerval, im Ernſt nicht zu finden.

Montenach las und las den Brief des Paſtors, ließ die Hand ſinken, worin er ihn hielt, lehnte ſich rücklings an die Wand, riß den Brief wieder vor's Auge, raffte ſich zuſammen, und warf ihn ſeinem Geſellſchafter zu. Haſtig griff der ihn auf, ſo haſtig, daß Montenach im Augenblick von ſeiner Vernunft die Lection empfing, er habe ſich einer Uebereilung ſchuldig gemacht. Aber geſchehen war geſchehen. Wem man die eine Hälfte ſeines Vertrauens ohne Ueberlegung gegeben hat, dem muß man die andere in den Kauf nachwerfen, oder ſich darauf gefaßt machen, daß man aus einem Vertrauten einen Verräther erzieht.

Nach mannichfaltigen Debatten, Betheurungen, Zweifeln und Entwürfen wur-

den die beiden ſogenannten guten Freunde dahin eins, daß Clerval das verrufene Amt eines Ausmittlers und geheimen Briefträgers übernahm. Um den alten Paſtor und ſeine Rathgeber ſo zu ſtellen, daß keiner von ihnen mehr wiſſen ſolle, wo Oſten und Weſten ſei, ſezte Montenach unter Clervals Augen ein Antwortsſchreiben auf, ſo froſtig, ſo ſpottend, ſo leer von Beziehungen auf Liebe, daß der gute geiſtliche Herr überzeugt werden mußte, ein Mann, der die Entfernung von Paulinen ſo gleichgültig aufnehme, könne unmöglich weder gute noch böſe Abſichten auf ſie gehabt haben. Ein kleineres Briefchen gar andern Inhalts verpflichtete ſich Clerval in Paulinens Hände gleiten zu laſſen.

Nicht ganz ſo glücklich, als Montenach es erwartete, fielen den klugen Spielern

die Karten. Der alte Paſtor, der freilich der Inſpiration ſeiner L'hombregenoſſen nicht weniger als ſeinen ſtrengen Maximen gefolgt war, erſchrak, als Montenach öffentliche Abbitte verlangte. Aber doch erlaubte ihm ſein Gewiſſen nicht, ſein erſtes unhöfliches Anliegen zurückzunehmen. Die Reihe kam alſo nicht an Montenach, zu drohen, daß er nie wieder die Schwelle des Pfarrhauſes betreten wolle. Aber es brauchte auch dahin nicht zu kommen; denn — er hatte ſchon in ſeinen Händen ein Antwortſchreiben von Paulinen, worüber er alle geiſtlichen und weltlichen Zwiſte, alles Leid und alle andre Freude vergaß. Pauline wollte ihm ſeine Bitte gewähren, ihn um Mitternacht, wenn Jung und Alt ſich zur Ruhe begeben habe, zu erwarten im großen Obſtgarten hinter dem Hauſe.

Welch eine Mitternacht für Montenach den Entzückten! Leicht wie auf Flügeln ſchwang er ſich über die niedrige Gartenmauer, und Clerval, der Dienſtfertige, ſtand jenſeits Wache. Hochglühend vom Kampf mit Liebe und Beſorgniß wagte ſich Pauline heran. Leiſe und zitternd ſchob ſie die Gartenthür, die in den Angeln knarrte, mit beiden Händen auf, lauſchte noch einmal in den Hof, ſah ſich eilfertig nach allen Seiten um, und ſchlüpfte dann mit der ganzen Lebendigkeit ihrer kleinen Schritte dem Geliebten zu. Und es blieb dieſe Nacht bei Küſſen, deren Nachgenuß keine Reue vergiftet.

Der erſten mitternächtlichen Zuſammenkunft folgte eine zweite, der zweiten eine dritte. Montenach und Pauline ſchieden noch immer, wie ſie gekommen waren, und

das ſonſt ſo mißgünſtige Ungefähr nahm ihre ſchuldloſen Freuden in ſeinen Schuz.

Einen vollen Monat und drüber, aber nie öfter als zweimal die Woche, ſezte Montenach ſeine ſüßen Beſuche ohne Hinderniß fort. Das Neue, das Verborgne, das Feierliche und die tadelloſe Reinheit ſeines Glücks gaben allen ſeinen Gedanken und Gefühlen einen Schwung, in welchem er kaum ſich ſelbſt noch erkannte. Vorüber ſchienen ihm die langen Stunden des Mißvergnügens; verſchwunden die Schwermuth mit ihren ängſtenden Schatten. Mit andern Augen ſah er die ganze Welt an. Der Horizont der Möglichkeit dehnte ſich um ihn aus und ruhte auf lauter wirklichen Freuden. Das Luftſchloß ſeines einzigen Wunſches ſtand vor ihm in vollendeter Herrlichkeit da. Er und Pauline Eins! Was jenſeit der

Sphäre dieſes Himmels lag, war ihm ein Puppentand, brauchbar nur für Seelen ohne Liebe am langen Alltage des Lebens. Auch der Sorgen für ſeine äußere Exiſtenz war er nun auf einmal überhoben. Paulinens Vermögen reichte hin, ihn unabhängig zu machen von allen Fürſten und Onkeln. Selbſt daß er ihr zuviel verdankte, wenn er den Anmahnungen des Selbſtgefühles Gehör geben wollte, dünkte ihn jezt nur eine Auffoderung an alle ſeine Kräfte, um ſein Verdienſt in's Gleichgewicht zu ſezen mit ſeinem guten Glücke. Er wollte das Militär verlaſſen. Eine der angeſehenſten Civilſtellen, zu der er ſich hinauf zu arbeiten gedachte, ſobald ſeine Geliebte ſein Weib ſei, ſollte ihn in den Stand ſezen, auch Hab' und Gut mit Hab' und Gut zu vergüten. So beflügelte Liebe die Hoffnung. So hob

Hoffnung ihren neuen Günſtling über Hügel und Thäler hinaus.

Warum iſt der Freudenſchwung eines Herzens, das zu lange dem Mißvergnügen geöffnet war, von ſo kurzer Dauer? —

Montenachs Phantaſien gingen ſo raſch in die Zukunft hinein, daß auch das eilfertigſte Glück nicht Schritt halten konnte. Es war denn doch noch mancher Stein zur Seite zu wälzen, ehe der Weg der Liebe zum Traualtar führte! Und dahin mußte er bald führen, wenn Montenachs Herz ſein Recht nicht mißbrauchen ſollte. Es iſt wahr; er würde ſich ſelbſt verdammt haben, wenn er ſich die Neigung zu ſolchem Mißbrauch deutlich abgemerkt hätte. Aber nur deſto ſchlimmer für ihn und Paulinens Unſchuld! Weil er an keine Gefahr glaubte, war er ſchon im Begriff, ihr zu erliegen. Auch lernte er

zu

zu ſeiner Verwunderung an kleinen Hin- derniſſen vorausſehen, wie größere auf ihn wirken würden. Die alte Paſtorinn wurde krank. Pauline mußte bei ihrem Bette eine Nacht um die andre wachen, und that es mit der kindlichſten Willig- keit. Natürlich war aber nun für ſie auch in den Nächten, wo eine Bekann- tinn ihre Stelle bei dem Krankenbette be- kleidete, an kein Entwiſchen in den Obſt- garten zu denken. Sie konnte ſich vier- zehn Tage lang ihrem Montenach nicht anders zeigen, als durch's Fenſter, wenn er vor dem Hauſe vorbeiging.

In dieſer Zwiſchenzeit fühlte Monte- nach, wenn ihm vom Kreislauf aller ſei- ner Vorſtellungen um einen einzigen Mit- telpunkt ſchwindelig wurde, daß er einer Art von Zerſtreuung bedürfe. Ein ge- wiſſer Troz, mit dem er izt allen gnädigen

Frauen und Fräulein unter die Augen zu treten ſich getraute, hatte auch ſein Süßes. Er erſchien auf einmal wieder in den Geſellſchaftszirkeln, wo er faſt ein Fremdling geworden war. Er gefiel — denn er war ſchwermüthig und glücklich! — mehr als je. Selbſt das Betragen, das er beobachtete, wenn Paulinens Name genannt wurde, gefiel. Denn wenn jemand, gleichviel was es ſeyn mochte, auch nur die leiſeſte Anſpielung gegen die Tugend der Pfarrerstochter fallen ließ, ſo ſchreckte ihn ein Wort von Montenach in die Schranken der Ordnung zurück.

Unter den Fremden, welche die Geſellſchaft, zu der ſich Montenach wieder begab, vermehrt hatten, war der Geheime Rath von G** mit ſeiner Tochter; jener ein Mann von Geld und Einfluß; dieſe ein liebliches und geiſtvolles Mädchen.

Ohne es zu wiſſen und zu wollen, wurde Montenach der Liebling beider, und erſchrak, als er es bemerkte.

„Das wäre ein Partie für Sie, Herr von Montenach!“ — flüſterten die fürſorgenden alten Damen.

„Es koſtet Ihnen nur einen Schritt — ſagten die Männer — und Ihr Glück iſt gemacht!“ —

Von Stund' an zog ſich Montenach wieder, als ob er auf glühende Kohlen getreten wäre, zurück in ſeine Einſamkeit. Wer ihn aus ſeinem Thun und Laſſen bis dahin kennen gelernt hat, wird auch dieſen übereilten Rückzug verſtehen. Dem guten Montenach war wirklich bange vor Untreue; aber nicht vor dem, was gewöhnlich ſo heißt. Ihn von Paulinen abwendig zu machen, hätten ſich alle Aſpaſien und alle Sultaninnen vergebens ver-

bündet. Aber die unſchuldigſte Höflichkeit, die man für ein Vorſpiel eines künftigen Herzensantrages deuten konnte, ſchien ihm nichts Geringeres zu ſeyn als Hochverrath an der wahrhaftigen Liebe.

Die Folgen dieſer Seltſamkeit blieben nicht lange aus. Dienſtfertige Intereſſenten meldeten unverzüglich, was geſchehen war und was hätte geſchehen können, dem Onkel, von welchem Montenach bis dahin noch immer eine anſehnliche Unterſtüzung erhielt; und der Onkel wurde auf den Neffen, der, ſeiner Meinung nach, ſein gutes Glück wie ein Verrückter wegwarf, ſo erbittert, daß er ihm ein für alle Mahl ſeine Freundſchaft aufſagte.

Zu keiner böſeren Stunde konnte Montenach von ſo einem Schlage auf ſeine alte Wunde getroffen werden. Es half ihm dießmal nichts, daß er ſich's ver-

hehlte, wie tief er ihn fühlte. Ein Ton, den er nicht mehr hören mochte, war Troz ſeinen ſchönen Träumen in ſeiner Bruſt wieder angeſtimmt. Was kümmerte ihn denn, kann man mit Grunde fragen, jezt da Pauline ſein war, der Verluſt der Gunſt ſeines Onkels? Nicht das Mindeſte kümmerte er ihn für jezt. Aber war denn dieß ſchöne, beruhigende Jezt einerlei mit Immer? Zuverläßig einerlei? Das fragte er ſich auf einmal. Bis dahin hatte er, ſeitdem er Paulinen kannte, nichts gefühlt, folglich auch nichts gedacht, als — ſeine Liebe. Jezt war zum erſtenmale nach langer Zeit ſein reizbares Gemüth wieder in einer feindſeligen Bewegung, und leitete ſeinen Verſtand auf jene Frage: „Aber wie? Wenn nun Pauline dir untreu würde?“ — Pauline kann ſo wenig untreu werden, wie die Sonne am Him-

mel umkehren kann! rief eine Orakelſtimme in ſeinem Herzen zur Antwort. Aber ſolche entſcheidende Antworten hemmen den Fortſchritt der aufgewiegelten Speculation nicht. Denn wie den lezten leiſen Schall eines vielſtimmigen Echo's hörte er's hinterher wieder fragen: „Aber wie?. Wenn ſie nun umkehrte?“ —

Es war die höchſte Zeit, daß ein ſiegendes Gefühl der Wirklichkeit die froſtige Speculation, die nur mit dem Möglichen ſpielte, in ihr Dunkel zurücktrieb. Er ſahe endlich — ein gewaltiges Endlich für ihn! — um die Mitternachtſtunde am gewöhnlichen Orte der Zuſammenkunft ſeine Pauline wieder. Aber dieß ſehnlich erwartete Wiederſehen that eine üble Wirkung. Es rief die Zweifel, welche es wegſcheuchen ſollte, recht in's Leben auf. Auch Pauline war bei dem Krankenbete

ihrer Mutter von einem Gedanken zum an- dern gerathen. Die Kindespflicht ſprach, da ſie geweckt wurde, von natürlicher Theil- nehmung, nachdrücklicher als zuvor. Noch war ihre Mutter nicht wieder hergeſtellt. Verdoppelt war die Gefahr, der ſich Pau- line bei einer nächtlichen Entfernung aus- ſezte. „Denn, dachte ſie, es kann meiner Mutter jeden Augenblick ein Zufall kom- men. Wenn ſie dann ruft und — “

Das Gemälde mahlt ſich ſelbſt aus. Und jeder Liebhaber, der nicht an einer alten Schwermüthigkeit krank lag, würde die unvermeidlichen Empfindungen ſeiner Geliebten in ſolch einem Verhältniß mit- empfunden und ihr einen ſolchen Beſuch unter dieſen Umſtänden zum höchſten Ver- dienſt der Liebe gerechnet haben. Aber Montenach verlor ſich von einem Abwege auf den andern. Seinen Foderungen ge-

mäß mußte Pauline vom lange entbehrten Kuſſe durchglüht werden, wie er; und da ſie dieß nicht wurde, und vielmehr ängſtlicher als je war, glaubte er, ſie ſei entweder ſchon izt nicht mehr, was ſie für ihn ſeyn ſollte, oder doch fähig, gar leicht etwas anders zu werden. Dazu kam noch, daß die Zuſammenkunft dießmal nur eine flüchtige Viertelſtunde währte. Mit ſchwerbeladenem Gemüthe ſtieg Montenach über die Mauer zurück.

— „Wie? Wenn ſie dir untreu würde?“ — wiederhohlte er ſich die peinigende Frage, und ſtaunte gedankenlos die blinde Möglichkeit an.

Die Krankheit der alten Paſtorinn nahm wieder zu. Woche über Woche verging; und Pauline und Montenach kamen nicht zuſammen. Ein Gerücht ſagte aus, Pauline verſtehe ſich im Stillen mit dem

Sohne des Amtmanns. Gewiſſe Leute wollten wiſſen, der Sohn des Amtmanns mache ſich bei Gelegenheit luſtig über ſeinen adligen Competenten. Clerval, der kindiſche Clerval, trug mit ſeiner gewöhnlichen Dienſtfertigkeit alles dieß faule Geſchwäz ſeinem lieben Freund zu und goß recht behutſam einen Tropfen Oehl nach dem andern in's Feuer.

In einer der unſeligſten Launen, wo Zweifel, Beſorgniß und Mißmuth in widernatürlicher Verſchmelzung mit Hoffnung, Vertrauen und Liebe Montenachs ganze Seele durchſtürmten, erhielt er unvermuthet ein Einladungsbillet von Paulinen. „Das muß eine Nacht der Entſcheidung werden!“ rief er laut aus; und alle ſeine Vorſtellungen wirbelten wild durcheinander. Ohne deutlich zu wiſſen warum, aber nicht ohne Urſache, verbarg

er den Empfang des Billets und den Tumult ſeiner Abſichten und Wünſche vor Clerval. Eine Stunde vor der gewöhnlichen Zeit fand er ſich ſchon im Pfarrgarten ein und ſchritt, unbeſorgt, ob er nicht geſehen werden könne, wie im Lande ſeiner Heimath unter den Bäumen umher.

Es war im Spätherbſt. Die Bäume hatten ſchon ihre Früchte abgegeben und zum Theil auch ihr Laub eingebüßt. Ein ſcharfer Oſtwind ſchlug die Zweige. Dunkel und Dämmerung warfen wechſelnde Schatten auf den feuchten Raſen, wenn die Wolken vor dem Monde vorbeizogen, bald langſamer, bald ſchneller. Montenach freute ſich des Wechſelſpiels zwiſchen ſeinem chaotiſchen Empfindungsgewirr und der Unruhe der Elemente. Da er zu früh gekommen war, ſo hatte er Zeit, ſich mit der Natur zu beſprechen. Es half ihm

nichts, ſeine Uhr ſo oft aus der Taſche zu reißen. Paulinen durfte er nicht eher erwarten, bis das helltönende Glöckchen der Wanduhr im Pfarrhauſe zwölfe ſchlug. Jezt warf er ſich auf eine Raſenbank, zu deren beiden Seiten Pauline zwei Roſenſtöcke gepflanzt hatte. Jezt ſprang er auf, weil es ihn däuchte, er höre die Gartenthür ſich bewegen.

„Endlich!“ — war ſein erſtes Wort, das er der Holden zurief, als ſie mit dem Schlage Zwölfe, eingehüllt in einen blaßgrünen Pelzmantel, entgegen dem Winde, der Mantel und Kleid dicht an ihre ſchlanke Geſtalt ſchmiegte, unter den Bäumen daher kam. „Endlich — wiederhohlte er, als er ſie aus der langen Umarmung ſanft los ließ — Endlich hab' ich dich wieder.“ —

Mit einer Heftigkeit, die Pauline nicht auf dieſe Art in ihm kannte, preßte er haſtig und wild die Worte heraus. Sie ſah ihn groß an. Die ganze Innigkeit ihrer Verwunderung leuchtete aus ihren Augen. — „Was iſt dir, Lieber? Du kömmſt mir ja ſo ſonderbar vor, ſo fremd!“ —

„Meinſt du?“ antwortete er bedeutend.

Sie ſah ihm noch näher in's Geſicht. „Mein Gott! Was iſt dieß? Montenach, was fehlt dir? So mag ich deine Augen nicht ſehn.“ —

Sie hielt ihm ſchmeichelnd die Hand vor die Augen. Er nahm die Hand weg, und küßte ſie mit Ungeſtüm. — „Was mir fehlt? Mir, wenn ich Dich habe? wenn ich dich höre, fühle, ſehe? wenn ich weiß, daß du mein biſt? Dann, Mädchen, ſollte mir etwas fehlen?“ —

Er wollte ſie an ſich drücken, aber ſie bog ihm aus. — „Ich verſtehe dich dieſen Abend nicht, Montenach. So ſprachcſt du ſonſt nicht, auch dann nicht, wenn du daſſelbe ſagteſt. Was ſoll das heißen: Wenn ich weiß, daß du mein biſt? Weißt du denn das nicht immer?“ —

Er ſchwieg. Sie ſprach ſanfter: „Ich weiß, daß ich dein bin, auch wenn ich dich in vierzehn Tagen nicht ſehe. Und du — “

Er fühlte die Pauſe. — „Meine, meine Pauline! Sei nur mein, wie ich dein bin! So wahr der Himmel — “

— „Kommen ſie doch wieder, unterbrach ſie ihn, dieſe Schwüre und Betheurungen, von denen ich dir ſchon einmal geſagt habe, daß mir ein einfaches Ja von dir mehr gilt, als ſie alle? — Laß uns zur Sache kommen! Was fehlt dir? Du

biſt unruhig. Du biſt blaß. Du ſiehſt mich wild an. Was fehlt dir?“ —

Er legte ſeine Hand auf ihre Schulter, und aus ſeinen Blicken ſchien ſeine ganze Seele ſich auf ſie niederſenken zu wollen. — „Mädchen, das ich ewig lieben werde! Wenn ich weiß, daß keine Ewigkeit deine Liebe mir entwenden kann, ſo kann mir nicht nur nichts fehlen; dann bin ich ſelbſt kaum noch etwas und mein Leben iſt nur eine Wiederhohlung des deinen. Aber wenn mir ein Geiſt, der wohl nicht mein Schuzengel ſeyn mag, den Spiegel der Möglichkeit dicht vor's Auge ſtellt, und mich einſehen läßt, daß ich dich doch verlieren könnte — könnte, ſag' ich, nichts weiter — dann iſt's als thäte ſich die Erde vor mir auf und als ſollt' ich in Flammen verſinken.“ —

Beſtürzt ſtand das unbefangene Naturkind da. — „Ich furchte mich, dich weiter zu fragen. Wer es auch ſeyn mag, der dir Böſes von mir geſagt hat; in meinem Gewiſſen hat er nicht geleſen.“ —

Sie zog ihr Schnupftuch hervor, und fing eine Thräne auf. Montenach küßte ihr Auge und drückte ihre rechte Hand auf ſein Herz. „ — Von Möglichkeit, von weiter nichts ſprach ich, du liebe Unſchuldige! Und daß mich die Möglichkeit ſo erſchüttern kann, muß dir meine unendliche Liebe verbürgen. Aber deßwegen ſchwöre mir auch, eh dieſe ſchöne, warme Thräne kalt wird“ —

„ — Schon wieder ſchwören? — fiel ſie noch einmal ein. — Haben wir denn bis dahin leere Worte geplaudert? — Unterdeß, wenn du meinen Schwüren

mehr traueſt, als mir, ſo will ich dir ſchwören, was du willſt.“ —

Er beſann ſich. Ein Gedanke, der ihm in ſchwermüthigen Stunden ſchon einigemal gekommen war, fuhr ihm räſch durch den Sinn. Feierlich nahm er ihre beiden Hände. — „Meine Pauline! Jezt iſt wieder Liebe und Vertrauen in deiner Miene, ſo düſter du auch mich anblickſt. Du ſagteſt, ich ſähe wild aus? Komm! Seze dich zu mir auf dieſe Raſenbank, und höre mich ruhig an! Mein ganzes Herz hat dir ein Wort zu ſagen.“ —

Er zog ſie zu der Raſenbank. Sie folgte ſchüchtern. Er breitete ſein Schnupftuch über das feuchte Gras. Sie ſezte ſich zu ſeiner Seite. Seine Rechte mit der ihren auf ihr Knie gedrückt, bückte er ſich zu ihr hinüber. — „Was meinſt du, Pauline, wenn du den Fall als möglich dächteſt,

teſt, ich — verſteh mich wohl, ich — würde dir untreu; wie wirkt dieſer Gedanke auf dein Herz?“ —

Sie kam ganz in Bewegung. — „Haſt du Urſache, mich darum zu fragen?“ —

Er antwortete in dem vorigen Ton. — „Allerdings, Liebe, eine ſehr wichtige Urſache, wenn gleich — ich wiederhohle es — der Fall, wovon ich rede, noch unmöglicher wäre, als die Unmöglichkeit. Nur damit ich dir mein wahrhaftiges Gefühl nicht bemäntele, geſteh' ich dir, daß — wie ſoll ich's ausreden? — daß für die ganze Fülle meiner Liebe das Reich der Wirklichkeit izt zu eng' iſt. Ich bin ſo voll von dir, von dir allein, daß mein flüchtigſter Gedanke dein Bild mit ſich führt und es umherträgt in alle Sphären der Möglichkeit, wohin ſich nur ein Gedanke verfliegen kann. So dachte ich dich noch heute mit

mir verſchlungen im Genuß der unauflöslichen Vereinigung; und auf einmal — es war nur ein Gedankenſpiel — auf einmal entdeckte ich von meiner Höhe hinunter den unermeßlichen Abgrund. — Pauline! Es riefen gräßliche Töne aus der Tiefe hinauf. Wenn unſer Bündniß — riefen ſie — wenn es getrennt würde durch deine Schuld — oder durch meine — “

Sie vermochte nicht, ihm weiter zuzuhören. — „Durch deine Schuld!“ — rief ſie — „Durch deine!“ — und riß ſich von der Raſenbank auf. — „O Gott! Gott! Woran dacht' ich denn? Jezt gehn mir die Augen auf. Jezt verzeih ich dich.“ —

Er ſtürzte ihr nach. — „Du mißverſtehſt mich, Liebe. Was meinſt du? Woran denkſt du? Du kannſt mich unmöglich ſchon errathen haben.“ —

„Errathen? — rief ſie, halb ſtolz, halb verzweifelnd. — Errathen ſollt' ich alſo, wie ein Kranker, dem der Arzt ſeinen Tod verheimlicht, errathen, daß du —

Sie ſtockte. Montenach lächelte ihr zu. — „Daß ich — was, Liebe?“ —

„Oh! Du willſt alſo meinen ausdrücklichen Glückwunſch hören zu deiner Verbindung mit dem Fräulein von G**. Es iſt wahr; ſie iſt ein Fräulein, und ich bin ein bürgerliches Mädchen. Der Geheime Rath ſoll viel gelten bei Hofe. Du kannſt nun dein Glück beſſer abwarten.“ —

Länger hielt ſie dieſe Sprache nicht aus. Ihre Thränen brachen brennend aus beiden Augen hervor. Montenach, der nun erſt erfuhr, wohin ihre Empfindungen zielten, ſank, ſie umſchlingend, vor ihr auf die Knie. — „Zum erſtenmale, Pauline, knie ich vor einem Weibe, und ſchwöre dir bei dei-

ner Liebe, daß mir's auch nicht einmal im Traume eingefallen iſt, eine Verbindung zwiſchen mir und der G*** für möglich zu halten."

Sie ſchien kaum ſeiner Betheurung zu trauen. Die feindſelige Vermuthung war ihr zu plözlich auf's Herz gefallen, als daß ſie ſich ſogleich hätte beruhigen können. Endlich brachte es Montenach dahin, ſie zu bedeuten. Aber ihr Blut blieb im wallenden Feuer. Sie war außer ſich; wie ſie in dieſer bedenklichen Stunde nicht hätte ſeyn müſſen. Montenach zog ſie auf die Raſenbank zurück.

„— Haſt du's nun erfahren, meine unerfahrne Pauline, was das Herz ein ſchwaches Ding iſt, wenn es Stand halten ſoll gegen alle Zweifel? Ein mißverſtandnes Wort konnte dich glauben machen, nicht, ich könne dir untreu werden, nein!

ich ſei es wirklich geworden. Und du bedürfteſt der Schwüre nicht? Du nicht des Stabes, ohne den ich nicht ſicher zu wandeln mich getraue? Und nun laß uns den Fall umkehren. Wie? Wenn ich nun einmal von dir hörte, was ich izt nicht denken darf — biſt du deiner ſelbſt ſo ſicher, daß kein Irrthum deiner Vernunft und kein Mechaniſmus verabredeter Bethörung dich gewiß nicht abwendig machen kann von deinem Getreuen?“ —

Sie drückte ſeine Hand an ihren mitbetheurenden Buſen. — „Kein Menſch, kein Engel, und Gott ſelbſt nicht.“ —

Dankend umſchlang er ſie. — „Aber, Pauline, wenn du deiner ſelbſt ſicher biſt, ſo lange du auf meine Liebe vertraueſt, wirſt du es auch dann noch ſeyn, wenn du glauben mußt, ich habe den Bund ſchon zebrochen?“ —

— „Kömmſt du wieder darauf? Muß ich denn das jemals glauben?“ — Ihr Herz ſchlug von neuen den Schlag des Sturms.

Montenach bewegte ſich nicht. — „Man muß, gute Pauline, ſeiner Ueberzeugung gehorchen. Dieß iſt ein unvermeidliches Muß. Und die Ueberredung giebt ſich nur zu oft für Ueberzeugung aus.“ —

Sie ſchien unwillig zu werden über die räthſelnden Diſtinctionen. „— Ich weiß nicht, was du eigentlich willſt. Aber das weiß ich; daß mein Schwur mir heilig bleiben wird, auch wenn du den deinen brichſt.“ —

„Das wüßteſt du, Pauline? — antwortete Montenach im Ton eines liebreichen Lehrers — Biſt du ſchon in dem Falle geweſen, wo kluge Gewiſſensrichter, vor denen du Ehrerbietung fühlſt, dir be-

wieſen haben, bewieſen deiner Meinung nach, es ſei deine Pflicht, mich aufzugeben, mich fahren zu laſſen, mich zu vergeſſen? Unter die Hoheit der Pflicht muß ſich die Liebe beugen, wenn jene mit dieſer nicht eins iſt. Du wunderſt dich, daß ich es bin, der das dir ſagt? Ja, meine Pauline. Ich wiederhohle es. Sie muß, die Liebe muß ſich beugen unter die Pflicht, wenn beide nicht eins ſind. Aber es giebt eine Kunſt beide in Eins zu verwandeln, ſo daß kein Widerſpruch unter ihnen denkbar bleibt, eine Kunſt, die uns den Himmel aufſchließt und nirgends erſunden ſeyn kann, als im Himmel. Die Liebe muß Pflicht werden; und das wird ſie durch den Schwur der ewigen Treue. Es giebt alſo — das wollt' ich dir ſagen — keine höhere Pflicht für dich, als die, mich ewig zu lieben. Aber, Pauline, wenn dir ein

Mann, auf deſſen Vernunft, Einſicht und kaltes Blut du mehr bauen zu können glaubſt, als auf meine glühenden Lehren, wenn dir dein Vater das Gegentheil beweiſen ſollte von dem, was ich dir beweiſe; wenn die Zeit — Sieh mich nicht ſo ſtrafend an! Die Zeit hat Helden und Weiſe aus der Veſte ihres Willens gelockt; und du biſt ein Mädchen; — wenn alſo die Zeit ihre vernichtende Kraft auch an deinem Herzen erprobte, und die väterlichen Lehren keinen Widerſpruch mehr fänden in deinem Buſen —. Werde nicht ungeduldig, liebe Treue! Ich muß mich nun einmal ausreden. — Da ſtehn wir wieder vor dem Thore der unerbittlichen Möglichkeit. Es iſt möglich, daß wir getrennt werden, um uns nicht wiederzuſehen als, wer weiß nach wie langer Zeit. Es iſt möglich, daß dieſe Nacht — wie

wird dir, Pauline? — daß dieſe glückliche, heilige Nacht für unſre Umarmungen hier im Garten die lezte iſt. Nur einmal braucht das Ungefähr einen Zeugen zu verſtecken, wenn ich über die Mauer ſteige — nur einmal — und nun ſieh hier vor dir deinen Vater, der uns überraſcht hat! Sieh deine Mutter, die vor Scham und Schrecken in ihre Krankheit zurückfällt! Wie ſie dich nun mit Vorwürfen betäuben und die ganze Laſt deiner Beſchämung zurückwerfen auf mich! Wie ſie auf dich einſtürmen, Vater, Mutter, Rathgeber, Verwandte und Vertraute, und Alle nichts weiter wollen, als meinen Namen austilgen in dir! Du wirſt eingeſperrt. Du wirſt bewacht. Ich kann dich nicht entführen. Ich kann deinen Vater nicht erweichen. Ich kann dir kein Zeichen geben, daß ich noch bin. Pauline! Pauline! —“

Er warf ſich an ihre Bruſt. Ihre Beſonnenheit war fortgeſtrömt von der brauſenden Flut ſeiner Worte. — „Du haſt mich unglücklich gemacht!“ liſpelte ſie weinend, und wand ſich von ihm.

Er faßte das Wort. — „Unglücklich, das ſind wir beide, wenn wir nicht ſo feſt auf einander rechnen können, wie auf unſern Tod. Aber Liebe, die Muth hat, es mit dem Tode zu wagen, leuchtet ſonnenhoch über alles Unglück. Nicht vom Aufopfern unſres eignen Lebens iſt die Rede. Was bedeutet eignes Leben dem, der nur durch Liebe lebt und ſchon geſtorben iſt beim Verluſt des Geliebten? Hunderte, Tauſende vielleicht, ſind dieſes Weges aus der Welt gegangen und haben nichts Beſondres gethan, weil ſie in der Welt nichts mehr zu ſuchen hatten. Aber Pauline, die Liebe, die zwei Seelen unzertrennlich zu-

ſammen einigt, die ewige Liebe, geht in ihren Anſprüchen weiter. Nicht wahr? Du haſt ein Recht auf mein Leben?" —

Sie ſtaunte ihn an, irr' und ungewiß. — „Wie?" —

Er erklärte ſich raſch. „— Liebe iſt ein Tauſch fühlender Weſen. Durch deine Liebe, mein Mädchen, gehört mein Leben dir. Durch meine Liebe gehört mir das deine. Nicht?" —

„Ja! Ja! — rief ſie beklommen — Sage nur, was du eigentlich ſagen willſt. Ich ſinke in Ohnmacht, wenn ich dieſe Spannung länger ertragen ſoll. Wohin willſt du mich führen?" —

Seine Augen glühten ſie an. — „Hand in Hand an den Scheideweg der Seligkeit und der Verdammniß. Da wollen wir zum leztenmale uns Liebe um Liebe und Tod um Tod mit vereinigter Wonne ver-

bürgen. Willſt du mir nachſchwören, was ich dir ſage?“ —

„Ja! Ja! Mach nur dieſer Vorbereitung ein Ende, oder du ſiehſt mich nicht länger lebendig!“ — Wirklich hätte auch ihre Zunge nicht mehr ſagen können, wenn in ihrer Seele mehr Gedanken geweſen wären.

Montenach nahm ihre beiden Hände. — „Pauline, Liebe und Pflicht können unter uns nicht mehr mit verſchiedenen Namen genannt werden. Darüber ſind wir eins. Laß dich alſo von keiner thörichten Warnung eines vermeinten Gewiſſens erſchrecken. Wer einen Bund, wie der unſre, vorſäzlich oder leichtſinnig bricht, verdient den Tod — muß den Tod von der Hand des aufgeopferten Geliebten als Gnade annehmen. Auch iſt es nothwendig, daß das Auge in gefährlichen Stunden ein Ziel

habe, ein feſtes, unbewegliches, einziges Ziel, nach welchem es ſich richte. Weg alſo mit den Schwüren auf's Gerathewohl, die einen leeren Kreis um uns ziehen und keine gerade Richtung bezeichnen! Weg mit Schwüren, die Empfindungen verheißen und keine That gebieten! Schwöre du mir, daß du mich tödten willſt, wenn ich die Treue breche!" —

Sie konnte ihre Worte nicht mehr verbinden. — „Tödten? Morden? Ich dich?" —

„— Morden nicht, ſprach er herzhaft fort, aber tödten. Die Gerechtigkeit mordet nicht; und in unſrer Sache ſind wir allein unſre Richter. — Du bedenkſt dich dennoch? — Wohl. Der Mann muß dem Weibe vorgehen mit ſeinem Beiſpiele. So ſchwöre ich denn dir, frei wie ich bin, bei dem ewigen Vater der Liebe, daß ich

dich, wenn du die Treue brichſt, tödten will, als hätte mir der Weltrichter ſein Amt übertragen. Nun, Pauline? — “

Mit rollenden Augen wandte ſie ſich weg von ihm. — „Wenn du denn mich tödten kannſt, ſo kann ich dich auch tödten!“ — Ihre ſchwindende Kraft ſchien auf einmal wiederzukehren.

Montenach eilte. — „Daß du es kannſt, wer zweifelt daran? Schwöre, daß du es willſt! — Willſt du?“ —

„Ja!“ rief ſie entſchloſſen.

„Willſt du mich, wenn ich die Treue breche, tödten mit Gift oder Dolch oder einem andern Werkzeug des Todes, ſo ſchwör' es mir, wie ich es dir geſchworen habe, bei dem ewigen Vater der Liebe! Schwörſt du's?“ —

„Ja!“ rief ſie abermal; und Montenach preßte ſich an ſie.

„Jezt, Mädchen, biſt du mein Weib. Prieſterſegen iſt Schellenklang gegen die Kraft unſres Eides. Weder Zufall noch Kunſt, weder Argliſt noch Gewalt, kein Schrecken, kein Schmeicheln, ſelbſt der Untergang deiner Liebe nicht, wenn der möglich wäre, kann mich von dir und dich von mir wieder vereinzeln. Mädchen! Mädchen! Ich bin ſo neugeboren! ſo wunderbar glücklich! Biſt du's nicht auch!" —

Er umſpannte ihren Leib. Sie antwortete nicht. Er ließ ſie los, und warf ſeinen rechten Arm um ihren Nacken. Sie ließ es geſchehen, und verbarg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt. Ohne Wort und Laut ſaßen ſie beide; und abgeriſſner wurden mit jeder Minute ihre Athemzüge, und ausgeſpannter ihre Herzen, und ſüßer jedes

Gefühl des Ausdrucks, und brennender jede Berührung. —

„Glücklich! glücklich wollen wir ſeyn!“ flüſterte Montenach.

„Glücklich bin ich, wenn du es biſt!“ ſäuſelte die Stimme Paulinens.

Das Zittern der Angſt ſchwand über in wollüſtige Bebung. Immer trüber wurde die Nacht vor den Blicken der Koſenden; immer weiterhin verlor ſich von ihnen die Ferne. Sie ſahen das Wanken der Bäume nicht mehr. Sie hörten das Sauſen des Oſtwinds nicht. Sie fühlten nicht die herbſtliche Kälte. — Fromme Pauline! Spracheſt du darum ſo ſpät dein Ja? — Die Raſenbank wurde das Brautbett der armen Glücklichen. Und als ſie wie aus einem tiefen Traum' in ſich ſelbſt wiederkehrten, hatte der Engel der Unſchuld die Stätte geräumt in ihrem Bewußtſeyn. —

Unter-

Unterdeß war ein Bauer, der, um Brennholz zu ſtehlen, in die benachbarte fürſtliche Waldung ſich ſchleichen wollte, Zeuge geweſen, wie Montenach eine Stunde zu früh über die Mauer ſtieg. Das Ding kam ihm bedenklich vor; doch unterließ er darum ſeinen Gang nicht. Aber als er nach Verlauf einer Stunde mit ſeiner Beute wiederkam, wurde er neugierig, zu wiſſen, ob der Mann, den er überſteigen ſah, noch im Pfarrgarten ſei und was er da treibe. Clerval ſtand, wie wir wiſſen, dießmal nicht Wache. Der Bauer lehnte ſein Bündel an die Mauer, hub ſich daran in die Höhe, entdeckte das vertraute Paar und machte ſich forderſamſt auf, die Neuigkeit an ſeine Frau zu berichten. Die Frau entglühte vor Eifer. Ohne Rückſicht auf Zeit und Stunde klopfte ſie die Magd im Pfarrhauſe wach. Die Magd, welche Pau-

linen nicht beſonders gewogen war, weckte den alten Paſtor mit einer Haſtigkeit, als wäre Feuer im Hauſe. Auch die halbkranke Frau, Paulinens Mutter, fuhr aus dem Bette auf. —

Aber wer erzählte gern mit hiſtoriſcher Ausführlichkeit den Fortgang ſolcher bitteren Störungen des ſchönſten Friedens? Glück genug für die verirrten und verlornen Beiden im Garten, daß ſie nicht eher überraſcht wurden, als bis ſie ſchon Hand in Hand ſtånden, um ſich zu trennen. Sie waren alſo doch, wenn ja ihre Freuden ein Ende nehmen ſollten, wenigſtens nicht als Verbrecher entdeckt, und wenn das Gerücht hinzuſezen konnte, was der Vater nicht ſah, ſo konnte doch der Vater auf ſein Gewiſſen dem Gerücht widerſprechen. Aber Pauline war freilich nicht in der Verfaſſung, ſogleich dieſe Bemerkung zu

machen. Sie ſank, ſobald ſie die Stimme ihres Vaters hörte, mit einem ſchneidenden Schrei an ihren Montenach; und dieſem ſtockte das Blut in allen Pulſen. — Es war nun geſchehen, das Schlimmſte, was geſchehen konnte.

Wüthend fuhr der Alte auf den Räuber ſeiner häuslichen Ehre ein; und dieſer wehrte ſich nicht, und bewahrte nur, wie eine Löwinn ihr Junges, das Mädchen in ſeinen Armen. Unaufgehalten von dem eindringenden Vater trug er ſie, ohnmächtig wie ſie war, als ſein Eigenthum und ohne ein Wort zu erwiedern auf die Schmähungen des Alten, durch den Garten in's Haus, feſt des Sinnes, ſie weiter zu tragen und, es folge daraus, was da wolle, nicht eher niederzulegen, als in ſeiner eignen Wohnung. Aber die Thür, welche auf die Straße führte, wurde ihm

geſperrt. Der alte Paſtor ſtemmte ſich davor mit dem ganzen Reſt ſeiner Kräfte. Der Tumult im Hauſe nahm zu. Jammernd ſchlich die halbkranke Mutter die Treppe hinab. Die Knechte des Hauſes kamen ihrem Herrn zu Hülfe. Kein Stürmen, kein Drohen, kein Ungeſtüm der Verzweiflung Monterachs konnte durchdringen durch dieſen Widerſtand. Denn wollte er ſeiner Hände Meiſter werden, ſo mußte er ſeine Ohnmächtige aus dem Arm fahren laſſen, und eh' er dieſe von einer rauhen Hand berühren ließ, trug er ſie lieber, wie ein Held, der dem Tode entgegen geht, ſelbſt in das Zimmer des Paſtors, wo er ſie auf einem Stuhl niederlegte. Nicht eher wich er von ihrer Seite, bis ſie die Augen wieder aufſchlug und ihn ſelbſt bat, ſie zu verlaſſen. Jezt zog er ſich zurück, obgleich mit dem donnernden Verſprechen,

wiederzukommen, dennoch begleitet von Verwünſchungen ohne Zahl und — was mehr, als dieß, ſagen wollte — zerknirſcht in ſeinem tiefſten Bewußtſeyn.

Da ſtand er nun, der Unbeſonnene, unter dem freien Himmel vor der Thüre, die hinter ihm verſchloſſen und verriegelt wurde, allein. Wie ein Betrunkener, der die Gegend umher nicht mehr kennt, ſtarrte er jezt zur Rechten hin, jezt zur Linken, fragte ſich Wo hinaus? und knirſchte mit den Zähnen die Antwort. Blindlings rannte er endlich zu Clerval, und trieb dieſen aus dem Schlafe.

Mit einer Strafpredigt empfing Freund Clerval, wie natürlich, den hülfloſen Vertrauten. Denn warum hatte ihn dieſer nicht um Rath gefragt, eh er zu Paulinen ging? Warum hatte er ihn nicht Wache

ſtehn laſſen, wie gewöhnlich? — So wer- den armſelige Gemüther beleidigt, wenn man ihre Helfersdienſte verſchmäht. — Montenach hörte alle Vorwürfe geduldig an, und hätte ſich noch härtere gefallen laſſen, nur, um vernünftigen Rath zu ge- winnen. Aber welcher Rath, wenn es auch der vernünftigſte war, konnte ihm nüzen? Augenblickliche Löſung des Knotens ver- langte er; und Pauline war eine Gefangne. Die Zeit abzuwarten, bis die möglichen Folgen der lezten Begebenheit im Garten Paulinens Vater vielleicht nöthigten, über die Verbindung, die er durch keinen Macht- ſpruch der väterlichen Gewalt aufheben konnte, freiwillig den Segen zu ſprechen, dieß allein blieb als die weiſeſte Aus- kunft übrig. Und woher ſollte die Bruſt voll Drang und Schmerz Geduld nehmen bis dahin?

Mehr, um ſich Luft zu machen, als in der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs ſezte Montenach mit Tagesanbruch einen langen Brief an den Paſtor auf. Herzhaft ſprach er zu ihm wie ein Mann, unterwürfig wie ein Sohn, drohend wie ein Liebender voller Verzweiflung. Der Brief wurde nicht einmal angenommen.

Was Beſtechung, Ueberredung, Liſt und Kühnheit vermag, wurde verſucht, um Paulinen einige geheime Zeilen in die Hände zu ſpielen. Alles ohne Gewinn. Paulinen hielten Schloß und Riegel eingeſperrt, und ihre Hüther verſtanden den Dienſt.

So erwürgend hatte das Schickſal den empfindlichen Montenach noch nie gefaßt. Nun konnte er nicht mehr, unbefangen in ſeinem Bewußtſeyn, dem Unglück die freie Stirn bieten. Seine Kraft war erdrückt

von dem Gefühl ſeines Unrechts. Denn er hatte ſich ſelbſt nicht Wort gehalten. Paulinens Unſchuld höher zu achten, als ſein höchſtes Glück, hatte er ſich oft und heilig vermeſſen; und nun umſonſt. Was nicht ſein Verbrechen war, hatte er doch veranlaßt. Der zügelloſe Ruf ſpielte jezt auf das muthwilligſte mit der Ehre des lange beneideten Mädchens. Was auch der Paſtor von Amtsautoritat und Beredſamkeit, was auch ſeine Frau ſogar an die kleinen Nachbarleute von häuslichen Gaben aufwandte; nichts hemmte den Strom des böſen Gerüchts; denn die Frau des Bauersmannes, der das Geheimniß entdeckte, hatte einmal geplaudert. Montenach wagte kaum, ſich öffentlich blicken zu laſſen; denn man wies von weiten auf ihn. Und wenn er in ſeinen vier Wänden ſich einſchloß und im Erinnerungsgenuß Troſt

und Kühlung zu ſuchen anfing, brach die Reue ſeinen Phantaſien die Blüte ab. Lieber blickte er in das Dunkel vor ſich hin. Der Ruhepunkt ſeiner Gedanken wurde von nun an der raſende Schwur, wozu er beredt genug geweſen war, das Mädchen ſeiner Liebe zu verleiten.

Und was fühlte und ſann indeſſen dieß Mädchen? Wenig Tröſtliches für Montenach; und noch weniger für ſich ſelbſt. Die Reue, die in ihrem Buſen brannte, that unvermeidlich der Liebe mächtigen Abbruch. Sie war die Verführte. Montenachs Betragen war zu ſehr außer der Regel, worauf ſie ſich verſtand, als daß ſie nicht hätte als möglich ſollen gelten laſſen, er könne doch wohl nur ein Verführer ſeyn. Hätte er ſeine Vertheidigung vor ihr anbringen können; welch ein Unterſchied! Aber da ſah ſie ihren Vater, der ſie ein

ehrvergeßnes Geſchöpf nannte, ihre kranke Mutter, deren Thränen noch tiefer, als die väterliche Züchtigung, in ſie drangen, und Rathgeberinnen, die ſich's zum Geſchäft machten, ihr Montenachs Bildniß von allen Seiten in's Häßliche zu mahlen. Einen Menſchen, der ihrem Geliebten wohl wollte, ſah ſie nicht. Immer blieb er zwar der Geliebte. Immer leitete ſie die Vorwürfe ihrer Eltern von ihm auf ſich ſelbſt, ſo oft er laut genannt wurde. Aber in der Verborgenheit ihres Herzens, wie ſollte ſie da den Schwur, den er ihr doch eigentlich abgeſtürmt und abgedrungen hatte, mit den Geſezen der Vernunft und Menſchlichkeit reimen? Wohl hüthete ſie ſich, dieſes Schwures zu erwähnen. Deſto wärmer aber brütete darüber die ſtille Erinnerung. Folgte nicht unmittelbar auf den Schwur dasjenige, was Flammen in

ihr Geſicht trieb, wenn ſie es dachte? Und wenn ſie weiter dachte, daß ihr Vergehen ſichtbar werden könne, und wenn ſie dazu erwog, daß ihr Vater ernſtlich verſichert hatte, er wolle ſie lieber wie eine gemeine Sünderinn mitten in der Kirche knien, als an der Hand ihres Verführers vor den Altar treten ſehen, dann wurde ihr ſelbſt das Einzige, was ihr blieb, ihre Liebe, die für Alles, nur für verlorne Ehre nicht Erſaz ſeyn konnte, abſcheulich.

Wer unter allen mithandelnden Perſonen am wenigſten das Anſehen hatte, die Fäden des hart verwickelten Knotens auseinander ziehen zu können, unternahm den erſten Verſuch. Dieß war die alte Paſtorinn. Sie ſann und ſann ſo lange, bis ſie auf den Einfall kam, den ſogenannten Freund Montenachs, den dienſtbefliſſenen Elerval, zum Inſtrumente der Weisheit

zu machen, um eine Verbindung, die doch ihrer feſten Meinung nach auf keinerlei Weiſe glücklich ausſchlagen konnte, zu trennen.

Clerval war, als er die geheime Einladung von der alten Paſtorinn erhielt, kurz zuvor bei Gelegenheit eines Wortwechſels, wobei er den Weiſen machte, von Montenach durch einige Kernſprüche zu Boden geſchlagen und ſeinem Bedünken nach bitter beleidigt worden. Es gährten giftige Säfte in ſeiner Bruſt. Doch aber wollte er, wie er ſich ſelbſt bewies, nichts als das Rathſamſte. Eben dieß wollte vermuthlich die alte Paſtorinn. Warum ſollte er nicht eine geheime Unterredung mit ihr pflegen zum Beſten eines Paars, das doch, Alles wohl erwogen, vielleicht nicht zuſammenpaßte? So bewies er ſich, daß er gar nicht nöthig habe, etwas an

Montenach mitzutheilen, was dieſem, wie er meinte, vielleicht mehr Schaden, als wahren Nuzen bringen würde, wenn er es erführe. Ganz heimlich und ohne Wiſſen Montenachs ſchlich er zur geſezten Stunde in's Pfarrhaus.

„Welch ein unvergleichlicher junger Mann iſt dieſer Herr von Clerval!“ ſprach zu ſich ſelbſt die gute alte Paſtorinn. Sie hatte ſich mit vielem Kopfbrechen vorbereitet, auf Gegenreden etwas Gründliches zu erwiedern. Wie freute ſie ſich, aller Demonſtration entbehren zu können! Clerval fand ihre einfachen Gründe ſo einleuchtend, daß er, ſtatt etwas dagegen zu erinnern, ſich gedrungen fühlte, ſie noch mit neuen zu unterſtüzen. Es war Schwäche, geſtand er ſich izt, mit einem verirrten Freunde in den Tag hinein zu irren. Ihn auch wider Willen auf die rechte Straße

zurück zu leiten, wäre ſchon längſt Pflicht geweſen, meinte er. Mißheirathen wären der Regel nach unglückliche Heirathen; und nach der Wahrſcheinlichkeit oder dem, was der Regel nach zu geſchehen pflegt, müſſe doch ein verſtändiger Mann ſein Betragen abmeſſen, meinte er. Und was war der nicht fähig zu thun, der dieß Alles ſo auf einmal und unter ſolchen Verhältniſſen meinte? —

Die Intrigue zur Erreichung des vermeintlichen Beſten ging nun einen leichten Gang. Pauline wurde von ihrer Mutter überredet, ihren Montenach in einem Billet zu erſuchen, daß er doch, auf einige Monate etwa Urlaub nehmen, ſich aus der Gegend entfernen, und etwa zu Verwandten reiſen möchte, weil dieß das einzige Mittel ſei, ihr Freiheit zu verſchaffen und ihres Vaters Zorn nach und nach einzu-

ſchläfern. Der erſte kühlende Tropfen auf Montenachs in ſich ſelbſt verglühendes Herz war dieß Billet. Clerval, der ihn damit überraſchte, ſtand wie ein Engel in der Glorie der unermüdeten Freundſchaft vor ihm. In einer Antwort, die Clerval zu beſorgen übernahm, ergoß der verrathene Montenach mit der Bereitwilligkeit, jedem Befehle Paulinens zu gehorchen, den ganzen Strom ſeiner Liebe, ſeiner Schmerzen und ſeiner Treue. O hätte Pauline dieſe Antwort erhalten! Aber Clerval beſtellte ſie an die Paſtorinn. Dieſe brach den Brief auf, las ihn und verſchloß ihn vorſichtig in ihr Schränkchen.

„Und er geht, ohne mir zu antworten?“ — fragte Pauline voll Wehmuth.

„Ich glaube, es iſt ihm gar recht, daß er mit guter Art gehn kann;“ ſagte die Mutter.

„Wenn er bei ſeinen Verwandten angekommen iſt, ſchreibt er gewiß deſto ausführlicher!“ dachte Pauline.

Schon aus einem Städtchen, wo Montenach, nachdem er abgereiſet war, die erſte Nacht zubrachte, ſchrieb er wieder. Clerval, der Mittelsmann, trug auch dieſen Brief an die Paſtorinn. Die brach ihn auf, las ihn und verſchloß ihn in ihr Schränkchen. Daſſelbe widerfuhr allen noch folgenden Briefen.

„Kind, ſagte nun die Mutter, wenn Montenach gute Abſichten auf dich gehabt hätte, ſo ließe er izt gewiß wenigſtens ein Wort von ſich hören.“ —

Als hätte es eine Wette gegolten, wer ſich am beſten darauf verſtände, den Glauben an Treue in zwei verbündeten Herzen abzutödten, beſorgte Clerval ſein Geſchäft

bei

bei Montenach, wie die Paſtorinn das ihrige bei ihrer Tochter.

Doch wer mag alle Krümmungen des Diebesgangs der Intrigue nachgehn? Das vermeintliche allgemeine Beſte wurde erreicht. Pauline fing an den Mann ihrer Liebe, nachdem ſie faſt ein halbes Jahr lang nichts von ihm geſehn, und nur das gehört hatte, was ſie hören ſollte, nach und nach auch für das zu halten, wofür ſie ihn halten ſollte; und Montenach, den der übermächtige Schmerz dicht an die Gränzen des Wahnſinns führte, erwartete nur von Paulinens Meineide den lezten, unwiderſprechlichen Beweis, um ſie und ſich in Eine Tiefe zu ſtürzen.

Schon ſeit einiger Zeit hatte der junge Amtmannsſohn, der zu Montenachs erſter Trennung von Paulinen das Seine beizutragen wußte, nachher aber ſich zurück-

ziehn zu wollen ſchien, ſeine Beſuche im Pfarrhauſe erneuert. Es fügte ſich, daß er ſeinem Vater als wirklicher Amtmann adjungirt wurde. Er konnte nun ohne Säumen einem Mädchen, das er ſich zur Gattinn wünſchte, ſeine Hand antragen. Paulinens Reize mit dem einen Auge an-blickend und ihr Geld mit dem andern, gab er ſich den Schwung, allem Gerücht und Gerede zu trozen. Er warb um ſie, feier-lich und förmlich, bei ihren Eltern, und er-hielt von dieſen ihr vollwichtiges Ja.

Als Paulinen kund gethan wurde, daß man ſie kurz und gut veräußert hatte, da erſt fühlte ſie wieder, daß Montenach in ihrem Herzen noch lebte. Die Furcht vor der empfindlichſten aller Beſchämungen, deren Vorſtellung ihren Unwillen gegen den Urheber ihres Verderbens faſt bis zum Haſſe trieb, war vorüber. Die Zeit war

Bürge geworden, daß die Nacht des Unglücks kein ſichtbares Band zwiſchen den beiden Verirrten geknüpft hatte. Jezt trat alſo der ſtille Kummer in ſein volles Recht ein. Pauline fühlte ſich als die Verlaſſene; und wenn ſo ein Gefühl zur Rache verführen kann, ſo belebt es vorher noch einmal mit nagender Innigkeit das Bild des verlornen Geliebten. Dem jungen Amtmann gelang es, Paulinen in gewiſſen Stunden nicht zu mißfallen. Das war aber auch das Höchſte, was ihm gelingen konnte. Auf ihr entſcheidendes Ja drangen ſeine Bitten ſo vergebens, als die Drohungen des Vaters und die Ermahnungen der Mutter. Und dieſe ganze Weigerung quoll unverfälſcht aus den Tiefen der Liebe. An Erfüllung des unſinnigen Schwurs dachte das gute Mädchen um ſo weniger, da ſie, wenn ſie ſich ihrer Schwer-

muth ohne Vorwurf überlaſſen wollte, nicht daran denken durfte. Denn ſie hatte ſich — und wie konnte ſie anders? — überredet, Montenach habe mit den Vorkehrungen des Schreckens nichts weiter gewollt, als ſie hineinziehen in die Verwilderung ſeiner Leidenſchaft. So oft ſie dieß von ihm dachte, konnte ſie ihn nicht lieben; und lieben wollte ſie ihn.

So that es denn Noth, daß die Intrigue einen lezten Schritt wagte, wenn ſie ihr Spiel gewinnen wollte.

Die alte Paſtorinn nahm die Miene an, als wollte ſie ſich zu ihrer Tochter neigen. Pauline, der die Kunſt, Schlangen mit Blumen zu bedecken, ſo fremd war, daß ſie auch ihrem Feinde keine Verrätherei zugetrauet hätte, bequemte ſich, den mütterlichen Vorſtellungen zu Folge, noch einmal an Montenach einen Brief zu ſchrei-

ben, der alle Zweifel löſen, allen fernetren Sorgen ein zuverläſſiges Ende machen ſollte. Sie meldete ihm, und zwar, um ſich ſelbſt nichts zu vergeben, dürr und kalt, ihre Eltern verlangten von ihr als einer gehorſamen Tochter, ſie ſolle dem jungen Amtmann ihre Hand geben. Sie fragte ihn, was er ihr zu thun riethe. —

Clerval, der Mittelsmann, nahm keinen Anſtand, zum Beſten des Ganzen, wie er ſich ſagte, den lezten Bliz auf den ſchon niedergeſchmetterten Montenach zu ſchleudern. Er reiſete ſelbſt zu ihm mit Paulinens Briefe. Er übergab den Brief, und nun erſt, nun, da er die fürchterliche Wirkung auf dem Geſichte des Unglücklichen mit dummdreiſten Blicken ermaß, fing das Licht ſeiner ſchönen Thaten an ihm zu leuchten. Wirklich fühlte er ſich im Be-

griſſe, die ganze Verrätherei zu bekennen. Aber in demſelben Augenblick, wo er ſich als Sünder darſtellen wollte, bemerkte er an der Wand zwei Piſtolen. Nicht ohne Grund befürchtete er, eh' er dem Bekenntniß ſeine Schuzrede beifügen konnte, auf der Stelle niedergeſchoſſen zu werden von dem Verrathenen, der ſeine Augen hin und her rollte, als wollte er die ganze Natur vernichten. Aus ſolcher Gefahr ſich mit Ehren zu ziehen, vermag kein Cleval. Dafür kehrte er zur Ueberlegung des Beſten zurück und nahm ſich in der Angſt vor, wenn er ſein Geſchäft mit Montenach ſo weit geendigt habe, ihn zu einer Reiſe nach B** zu bewegen, um dort mit ihm ſich durch die Winterluſtbarkeiten zu zerſtreuen, wozu er ihm großmüthig die Koſten vorſchießen wollte. So mit ſich ſelbſt wieder verſöhnt, ſpielte er ſeine Rolle

aus. Es fehlte noch ein Stück an der Urkundenſammlung, welche die Paſtorinn in ihrem Schränkchen verwahrte, und dieſes Stück mußte begleitet werden von einem andern, das Paulinen zugeſtellt werden konnte. Hierauf war die Kataſtrophe berechnet. Auf Clervals Rath ſchrieb alſo Montenach der Antworten zwei, eine, die er nur unter Clervals Direction zu Stande bringen konnte; denn ſie war kälter noch, als der gezwungene Brief, auf welchen ſie galt; und eine andre, worin ſein ganzes zerſchlagenes Herz ſprach. Jene wollte Clerval, ſeinem Vorgeben nach, gebrauchen, um Paulinens Reſt von Liebe darauf zu probiren, und wenn er finde, daß dieß gelungen ſei, dann erſt die zweite übergeben. So ſchrieb Montenach, ohne es zu wiſſen, ſein Todesurtheil eigenhändig. Die erſte ſeiner beiden Antworten wurde Pau-

linen richtig zugeſtellt. Die andre wanderte zu den übrigen in das Schränkchen.

„ — Siehſt du nun, daß ich Recht hatte!“ rief die alte Paſtorinn ihrer Tochter zu.

Pauline ſaß verſunken in dumpfer Betäubung. Noch einmal von Vater und Mutter gemeinſchaftlich beſtürmt, gab ſie dem jungen Amtmanne mit erblaſſenden Lippen ihr lange verweigertes Ja. Allem Leide entſprungen zu ſeyn, träumten die beruhigten Alten.

Und was that Clerval? Ungewiß, ob er ein Weiſer oder ein Schurke ſei, eilte er förderſamſt den zu Grunde gerichteten Montenach zur Reiſe nach B** zu überreden und ihm das nöthige Geld anzubieten. Und als ihn Montenach, der keinen Menſchen mehr ſehen wollte, mit allen ſeinen Ueberredungen und Anerbietungen

wegſtieß, überfiel ihn eine ſolche Gewiſſensangſt, daß er nirgends eine bleibende Stelle mehr fand. Wie ſollte er ſich aus ſo einem ärgerlichen Handel ziehen? Sich ſelbſt war er doch der Nächſte! Alſo er nahm eiligſt Urlaub, packte auf, und reiſete auf ſeine eigene Hand nach B** zu den Winterluſtbarkeiten.

Montenach war nun mit ſeinem Wahnſinn allein. Er entwich ſeinen Verwandten, die ihn in dieſem Zuſtande, deſſen Urſache ihnen nur halb bekannt war, nicht ſich ſelbſt überlaſſen wollten. Zu Fuße kam er mit ſeinem Bedienten wieder in ſeiner alten Wohnung nicht weit vom Pfarrhauſe an. Aber niemand ſah ihn nachher. Er ſchloß ſich den Tag über in ſein Zimmer ein. Nur des Nachts ging er ſpazieren auf den beſchneiten Feldern. Tief und langſam wühlte in ihm die Ver-

zweiflung; denn ſeine Kräfte waren erſchöpft. Keine Flamme des Ungeſtüms wallte aus ſeinem Herzen mehr auf. Tod! Tod! war ſein einziger übriger Wunſch; aber kein raſcher, jäher, rettender Tod. Er gefiel ſich im Amt eines Würge-Engels, wozu er ſich ſelbſt berief. Was er geſchworen hatte, wollte er halten.

Vorbilder der hochzeitlichen Fröhlichkeit belebten indeſſen das Pfarrhaus. Aber Paulinen wurde wehmüthiger um's Herz, je näher der Tag kam, zu welchem ihr nur der Unverſtand Glück wünſchen konnte. Sie mochte ihr Brautkleid nicht ſehen. Und als ihr der Myrtenkranz, der Schmuck der Jungfräulichkeit, gebracht wurde, befahl ſie, ihn fortzutragen bis zur rechten Zeit, mit einer Heftigkeit, die niemand verſtehen konnte, als ſie ſelbſt.

- Endlich am Hochzeitsmorgen entdeckte ſie auch ihrem Vater, als geiſtlichem Helfer, den Schwur, den ſie mit Montenach gewechſelt hatte. Schaudernd ſchlug der Alte ſeine Hände zuſammen. Aber daß Montenach Wort halten würde, befürchtete er um ſo weniger, da er ihn ſelbſt für den erſten Bundbrüchigen hielt. Deſto kräftiger bewies er ſeiner Tochter, daß der Gegenſchwur, den ſie geleiſtet hatte, eben ſo nichtig als gottlos, und der Mann, der ihn ihr abdringen konnte, ſchon deßwegen ein Böſewicht ſei.

Die Copulations-Ceremonie ging auf Verlangen des alten Paſtors, der einen häuslichen Altar nicht für heilig genug erkannte, in der Kirche vor ſich. Montenach, der ſich davon durch ſeinen Bedienten hinlänglich unterrichtet hatte, miſchte ſich, als Bauer verkleidet, unter die Zuſchauer,

und drängte ſich dicht an den Altar. Niemand bemerkte ihn. Auch war er nicht gekommen, das Heiligthum des Glaubens, den auch er bekannte, mit Blut zu beſudeln. Er wollte nur Paulinen noch einmal im vollen Licht ihrer Herrlichkeit ſehen, und ihr Ja, das ſie zum Weibe eines Andern machte, mit eignen Ohren vernehmen. Faſt glaubte er ein Wunder zu erleben, da, ähnlicher einer Kloſternovizinn, als einer Braut, Pauline blaß und mit niedergeſchlagenen Augen am Arme ihres triumphirenden Verlobten wie zum Tode daher ſchritt. Aber ſie ſprach das unwiederrufliche Ja; und Montenach, ſo feſt er ſich auch vorgenommen hatte, ſich nicht zu verrathen, blieb ſeiner nicht Meiſter. „Bravo!“ rief er, die feierliche Stille der Zuſchauer durchdonnernd, raſch auf Paulinens Ja, und ſtürzte wie ein

Raſender fort durch den Haufen. Der Tumult folgte ihm nach. Aber er entwiſchte, ohne erkannt worden zu ſeyn, in ſeine Wohnung. Der alte Paſtor hatte kaum noch Zeit, eiligſt die Ringe zu wechſeln und die ganze Ceremonie für beſchloſſen gelten zu laſſen; denn Pauline hatte Montenachs Stimme erkannt und war halb ohnmächtig auf den Knien zuſammengeſunken. Sie wurde aus der Kirche mehr getragen, als geführt. —

Aber Montenach warf ſich, ſobald er die Thür hinter ſich verſchloſſen hatte, in ſeinen Zügen einem Geſpenſte gleich, vom Krampf der Verzweiflung durch alle Glieder geſchüttelt, auf den Boden nieder. Es war ihm — denn er hatte die Geliebte wiedergeſehn! — als ob er wieder weinen könnte. Wie aufgelöſ't, wie vernichtet lag er. Und als er ſich endlich auf-

raffte, ſprach er dumpf und kalt zu ſich ſelbſt:

„Nun iſt ſie ſein. Sein? Wer iſt denn Er, deſſen ſie ſeyn kann? Nur ich habe das Mädchen meiner Liebe mit Sinn und Seele einzig geliebt. Sie iſt nur *meine* Pauline. — Oder gilt der unfruchtbare Segen eines gefühlloſen Vaters und Prieſters — gilt der auch etwas? — Und das leiſe Ja ihrer Stimme! — und ihres Herzens! — — Ihres Herzens? Dieß Herz von Schilf und Rohr weiß von keinem Ja, und beugt ſich nur vor dem Winde des Zwangs und der Lehren. — Aber wenn es doch nicht ganz von Schilf und Rohr wäre, dieß weiche Herz? — Sie hat Kummer gefühlt. Ihr irrendes Auge, ihre Krankenbläſſe betheuerten das. Warum hat man mir davon nichts geſagt? Warum iſt Clerval

von mir gewichen wie ein Flüchtling? — Welt! Welt! Wo iſt Sicherheit in dir? Du biſt eine Höhle voll Nacht und Verrath. Wahrheit und Gewißheit und Treue ſind Geſpenſter, die an Abgründen gaukeln. — Rund um mich ſeh ich nichts, nichts, als die nackte Scheidewand zwiſchen Leben und Tod. Kein Freund, keine Geliebte — keine Seele für meine Seele! — Als hätte mich die Natur geſchaffen nicht, nur verloren, bin ich in's Daſeyn gefallen. Erhoben durch meine Geburt über die größere Menſchenzahl, damit ich ein Sklave würde von meines Gleichen; fähig vor hundert Andern zu fühlen und zu erkennen was ſchön und trefflich iſt, damit jeder Dorn am Roſenſtrauche, der für mich keine Roſen hat, tiefer in meine Nerven ſich rizte; dennoch genügſam in meinem Schmerz, bedurfend

unter dem unendlichen Ueberfluß der Natur nur eine einzige Gabe, nur Liebe, und auch dieſe nicht wie ein Bettler, ſondern nur für den Tauſch ewiger Gegenliebe bedürfend; und dieſes, damit ich nun, nun, da mir endlich der große Tauſch gelungen ſeyn ſollte, verſpottet übrig bliebe und einen Andern wühlen ſähe in meinen Schäzen? So bin ich alſo, eine Ausnahme von allen Regeln des Glücks, mit dem Leben belaſtet, und ſoll mich krümmen unter meiner Laſt nach der Regel? — Recht? Unrecht? — Wo die gerechteſte aller Klagen kein Ohr findet, da iſt Unrecht ein Schall ohne Bedeutung. Rettung, die ſuch' ich, die bedarf ich, die will ich mir ſchaffen. Ich danke dir, guter Geiſt, der du ſonſt wenig Sorge für mich getragen haſt und dich auch nicht lange mehr mit mir bemühn ſollſt, ich danke dir

dafür,

dafür, daß du mir Kraft gabeſt, der Bund-brüchigen muthig den Tod zu verſichern! Ich danke dir zum leztenmale für die heilige Nacht, wo Pauline mein Weib wurde unter der Decke des Himmels! O! Dieſe Nacht! Als das holde Schlachtopfer noch nicht ſo nah ſeinem Ende ſich wähnte; als mein Arm um ſie gewunden, ihr Kopf an meiner Bruſt lag, und die Wolluſt-tropfen ihres Auges für mich entquollen, und ihr ermattendes Herz an dem meinen ſich ſtärkte — Allmächtiger! und nun nur wenige Stunden noch, dann ſoll mit dem ausgelöſchten Licht in der Braut-kammer der lezte Reſt meines Anſpruchs erlöſchen? Soll es? — Und läſe mir ein Engel die Geſeztafeln des Höchſten ab; ich höre ſie nicht; ich verſtehe ſie nicht. Ret-ten will ich mein Eigenthum. Pauline iſt mein, das verſteh' ich; mein, weil ich ſie

mir erworben habe; mein, durch den ganzen Aufwand meiner Liebe und meines Lebens; mein, weil ſie durch meine Hand zu ſterben verdient. Und ſie ſoll ſterben.“ —

So kettete der Wahnſinn in der Seele des unglücklichen Montenach Gedanken an Gedanken, Gefühl an Gefühl. Er eilte, ſeine That auszuführen auf die Art, wozu er ſchon die Anſtalten getroffen hatte.

Zwölf Bauerkinder, Knaben und Mädchen, ließ er feſtlich ſchmücken in einem benachbarten Dorfe, wohin er ſich jezt begab, und gab ihnen den nöthigen Unterricht, wie ſie es machen ſollten, der Braut, zu der er, als Bauer verkleidet, ſie führen wollte, ihre kleinen Opfer, Kränze von Myrten und vergoldetem Buchsbaum mit ſchwarzen Bändern umbunden, zu überreichen.

Es war um die Dämmerungszeit, als die kleine glückwünſchende Schar unter Montenachs Anführung vor dem Pfarrhauſe ankam. Pauline, ſeit dem Schrecken, der die Trauungsceremonie ſtörte, von ängſtenden Gedanken gepreßt, ſtand an einem Fenſter des großen Zimmers, wo man verſammelt war, und achtete weder auf das Geſumme um ſie her, noch auf die Liebkoſungen ihres Anvermählten, den ſie jezt, wäre Rückkehr möglich geweſen, vielleicht von ſich geſtoßen haben würde. Nie konnte ihr eine unſchuldige Rührung gelegener kommen. Sie hörte auch nicht ſobald, daß ein Trupp feſtlicher Bauerkinder aus dem benachbarten Dorfe gekommen ſei, der Mamſell Braut eine Ehre zu erweiſen, als ſie hinausſprang, wie ein Kind zum Chriſtgeſchenke.

Die Knaben und Mädchen brachten ih-

ren Spruch an, wie ſie unterrichtet wor≈ den waren, und überreichten glückwün≈ ſchend ihre Kränze.

„ — Aber dieſe Bänder, lieben Kin≈ der, was bedeuten die? Das ſind ja ſchwarze Bänder!“ — Pauline ſeufz≈ te, als ſie gefragt hatte. Die Kinder ant≈ worteten nicht.

„ — Wo iſt denn, fragte Pauline weiter, euer Anführer? Man hat mir geſagt, es ſei ein ältlicher Mann.“ —

Die Kinder antworteten, wie ihnen be≈ fohlen war, der Mann habe der Mamſell Braut etwas ganz allein zu ſagen, wenn ſie zu ihm vor die Thür kommen wolle; denn er käme nicht zu ihr.

Alle Anweſenden lachten, und Pauline lachte mit. Neugierig auf das Ende des vermeinten Scherzes ging ſie hinaus, wo Montenach mit verſchränkten Armen ſtumm

und unbeweglich ſtand. Sie winkte ihrem Anvermählten, der ſie begleitet hatte, in der Thüre ſtehen zu bleiben, und ſchlüpfte dem Verderber zu.

Haſtig nahm er ihre Hand. „— Kennſt du mich noch, Pauline?“ —

Jezt erſt ſah ſie ihm durch die Dämmerung näher in's Geſicht. Sie wollte aufſchreien; aber drückendes Entſezen nahm ihr die Stimme. Stammelnd preßte ſie, daß die Zuſchauer es hörten, die Worte hervor: „Ein andermal, guter Freund!“ und wollte ſich los reißen. Aber Montenach hielt ſie mit der Linken, während ſeine Rechte in die Taſche ſeines bäuriſchen Kleides fuhr.

— „Pauline, flüſterte er, ich bin nicht gekommen, mit dir zu hadern. Höre nur zwei Worte! Ich liebe dich noch und werde dich durch alle Welten lieben, wie

ich dir's geſchworen habe. Aber ich habe dir noch etwas geſchworen. Beſinnſt du dich darauf?" —

Sie ſchrie laut auf: „Herr Jeſus!"

„— Der ſei mit dir!" knüpfte Montenach raſch an; und die Kugel ſeiner Piſtole fuhr in ihren Buſen.

Indem der Schuß fiel, ſtürzten mit ſchmetterndem Jammergeſchrei Bräutigam und Vater und Mutter und das ganze Getümmel von Gäſten und Zuſchauern heraus. Pauline blieb todt. Montenach gab ſich ſelbſt als Mörder an und litt zwei Monate darauf, ohne der Reue Gehör gegeben zu haben, ſtandhaft ſeine Strafe.

Pilgrimsgedanken.

Pilgrimsgedanken.

I.

Am Quell.

Wenn du die Lethe wäreſt, heller Bach,
Der freundlich mit des Mooſes Fäden ſpielt;
Wenn dieſe Handvoll deines Waſſers mir
Des Herzens Durſt für nun und immer
löſchte;
Wie? Würd' ich dann wohl ſchöpfen, wie
ich ſchöpfe?
Erinnerung, die immer friſche Frucht
Der bald gewelkten Blume Gegenwart
Um einen Trunk des Friedens hinzugeben,

Wer möchte das? Und doch — wer möcht' es nicht,
Wenn nach dem Trunk ein neues Sonnenlicht
Dein ganzes Seyn mit Maienſtrahlen hellte?
Der Schnitter, dem der Erntetag genügt,
Berechnet die verlornen Körner nicht.
Erinnerung bedarf der Sterbliche,
Solang' er mehr bedarf, als je empfängt.
Das nun und immer trachtende Gemüth
Erweitert träumend ſeinen engen Kreis,
Des Inhalts wahrem Mangel abzuhelfen.
Doch wenn Gefühl des Gebens und Genießens,
Wie Wellenſpiel den leicht bewegten See,
Den ganzen Umfang unſers Lebens füllte;
Wer wünſchte mehr zu haben, als er hat?
Und deine künſtliche Gedankenveſte,
Regſamer Geiſt, iſt gar ein enger Raum.

Vergeſſenheit! Vergeſſenheit! Du
führſt
Den Schlüſſel zu dem goldnen Thor der
Freude;
Denn der nur lebt, wer, daß er lebt, ver-
gißt.
Wie? Oder übergiebt uns Alle nicht
Ein Augenblick dem andern, bis der lezte
Im Grabe ſeine Beute niederlegt?
Das wäre Leben, ſo mit jedem Schritte
Dem Tode wiſſentlich entgegen gehn?
Bedenk' es! Wiſſentlich! Und es iſt aus,
Auch wenn du hoffſt, auf einem beſſern
Sterne
Dich wieder zu erkennen, es iſt aus
Mit deinen lebensfröhlichen Gefühlen.
Bedenk' es! und zum Grabgeläute wird
Dir, Horcher, jeder Viertelſtundenſchlag.
Wenn dann vom Roſenhorizonte ſich
Das neugeborne Licht des Tages hebt,

So wird dein Auge ſchon das Dunkel ſu-
chen,
Das in des Abends Schooß verborgen liegt.
Dann werden nicht die Stunden leiſe ſich
Vorbei vor deinem Ruhelager ſtehlen.
Den Untergang des Athmenden berechnen,
Das wäre dein unſeliger Beruf.
Und wer bedenkt im Lebensgange das?
Wer anders, als der Grübler und der
Kranke?

Das Leben iſt ein Ganzes. Wer es ſo
Als Ganzes faßt, der mißt an's Ende hin.
Nicht ſo der Menſch im freien Lebens-
ſchwung.
Ihm bildet auf der Freude tauſend Inſeln
Die Phantaſie ein tauſendfaches Seyn.
Nur wenig Schritte blicken wir zurück;
Nur wenig vor uns hin, und nie an's Ende.
Und dafür habe Dank, Vergeſſenheit!
Du ſcheinſt des Lebens Faden zu zerreißen,

Und ſpinnſt ihn an, wohin das Auge ſieht.
Du ſorgſt dafür, daß nichts im Buſen wurzle,
Was minder uns am Herzen liegt. Es drückt
Das Wichtige durch ſeine Schwere nur
Sich feſt in uns. Die leichtern Stoffe haucht
Der Athem der Vergeſſenheit vorüber.
So ſchwindet des Zuſammenhangs Gefühl;
So ſchwindet das Gefühl des Untergangs.
Mit jedem Tage wohnt ſich unſer Geiſt
In ſeine häusliche Bedingung ein.
Der Jüngling überträumt des Grabes Nähe.
Des Mannes Auge überſieht ſie weit.
Dem Greiſe fällt es vollends gar nicht ein,
Den Gaſt, der nun ſo lange ſchon nicht kam,
Am ſpäten Abendtiſche zu erwarten.

II.

Im Walde.

Vor tauſend Jahren, wie gar anders lag
Das weitgeſtreckte Waldgefild' umher!
Auf dieſem breiten Steine ſaß vielleicht
Ein derber Sohn vom freien Sachſen-
ſtamme,
Und rieb die Stirn, und wog ſein Schwert,
und lachte
Der Drohung des geſtrengen Franken
Karl.

Was ſtreckſt du deinen Fittich, Phan-
taſie?
Was ſchwebſt du gern und fröhlich über
Zeiten
Des ſtarren Sinnes und der rauhen Kraft?
In dieſen Zeiten, faßte jemand ſchon

Des Berg⸗ und Thal⸗ und Waldrevieres
Schöne
Im hellen Harmonienſpiegel auf?
Da hüllte nicht die blaue Nebeldecke,
Die auf dem weiten Hintergrunde liegt,
Des Sehers Seele ſympathetiſch ein.
Das Wellenwölkchen, das ſo zart und leiſe
Daher am hohen Himmelsdome ſchwebt
Erweckte des Betrachters Freuden nicht. —

Gewiß nicht? Weiſt du's? Maßeſt du
die Tiefen
Des regelloſen Menſchenſinnes aus?
In welcher Bruſt erhub ſich denn das
Trachten
Nach ſchöner, menſchlicher Verbrüderung?
Wo ſprang zuerſt der leuchtende Gedanke
Von Sitt' und Recht aus des Gemüthes
Nacht?
Und wenn des freien Feldgeſanges Fluth

Hinwogend an die Felſentannen rauſchte,
Erwachten da des Hörers Freuden nicht? —

Säuſelt aus der Wolke grauen Falten,
Säuſelt nieder, ſchattende Geſtalten!
Seid gegrüßt in eurem Todtenflor!
Wie die Ferne ſpät im Dämmerlichte
Schwebe mir die trauliche Geſchichte
Von der Erde Kinderjahren vor.
Damals, als man nicht nach Weisheit haſchte,
Als den Geiſt ſein Denken überraſchte,
Als des Herzens Triebwerk ſchneller ging,
Damals, als am glücklichen Erfinder
Volk und Völkchen wie ein Haufe Kinder
An des guten Vaters Knieen hing;
Damals war ſo manche Blume wichtig,
Die der Fuß der Unnatur zertritt!
Jeder Wackre war zum Helfen tüchtig;
Jeder half und that das Seine mit.

Aber wir, die auf der Höhe wohnen,
Die fürwahr! nicht unſer Fuß erſtieg,
Spotten wie aus Götterrezionen
Nieder auf der Vorwelt ſchweren Sieg?
Was ſind doch die meiſten Menſchenhöhen?
Schaugerüſte für des Gauklers Kunſt.
Zeigt dem Volke himmelblauen Dunſt;
Und es ſchwört, den Himmel ſelbſt zu ſehen.

III.

Am Wege.

Der Mittelweg, das wäre denn der rechte,
Der goldne Weg? Der führte hin zum Thale
Der Fröhlichen, wovon geſchrieben ſteht? —
O frag nicht ſolche Fragen! Trägſt denn du,
Du, Frager, nicht des Lebens Mittelpunkt
Umher mit dir in deiner eignen Bruſt?
Wo nicht die Blume meines Herzens blüht,
Da frommen mir nicht Myrten und nicht Roſen,
Da frommt mir Tempe's Hain und Himmel nicht.
Was Menſchenweisheit in die Mitte ſtellt,

Iſt allzuoft nur ſchlimmer, als das Schlechte.
Drum ſuche nichts, als was mit deinem Sinn
Und deinem Wollen ſanft zuſammenklingt.
Harmoniſch, wie der Welten Kreiſesſchwung,
Harmoniſch ſei dein Thun und dein Genießen.
Doch hörſt du lieber Meiſterwort und Lehre
Von Contrapunkt und reinem Saz und Klang,
Als deines wohlgeſtimmten Herzens Ton,
So geh und lei're von Glückſeligkeit
Die alte lange Gaſſenmelodie.

So mannichfaltig, als unendlich iſt
Des Herzens nie entſchlummerndes Bedürfen.
Nie füllen ſich die Weiten und die Tiefen

Des Raum und Zeit verſchmähenden Gemüths.
Drum rudre du auf deinem kleinen Nachen
Und ſteure mit verbundnen Augen weiter
Durch Wogenſchaum und glattes Wellenſpiel!
Der Stern, der deinen Weg berichtigt, iſt
Mit dir und deinem Leben aufgegangen.
Ihm folg', und freue ſchweigend dich der Sonne,
Die du zu ſehn vergebens dich bemühſt,
So oft ihr Feuer deine Wange wärmt!

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bouterwek, Friedrich, 1766-1828

Bouterweks Miscellaneen

Bd.: 2.

Berlin (1794)

P.o.germ. 1985 d-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128456-3
VD18 80020119